

der Locarnopakt nicht so einfach von heute auf morgen einseitig gekündigt werden kann — aber was braucht das einer der prinzipiell unwissenden Beaverbrookredakteure zu wissen, und wenn er es zufällig weiß, hört es ihn auch nicht). Auch Lord Rothermeres Zeitungen stellen ähnliche Forderungen auf. Aber wer liest schon die Zeitartikel dieser Presselords?

Nein, England war an das Saarschiedsgebunden. Das mußte man hier. Deshalb war man besorgt und nervös. Als nun Eden im Namen der englischen Regierung vorschlug, englische Truppen ins Saargebiet zu schicken, wenn Frankreich und Deutschland sich an der Truppenentsendung nicht beteiligen würden, sah die Regierung sicher besorgt und unruhig auf die Aufnahme dieses Vorschlages durch die öffentliche Meinung. Legte sich doch England dadurch offiziell fest, hatte doch Außenminister Simon erst kürzlich erklärt, eine Entsendung englischer Soldaten ins Saargebiet käme nicht in Frage. Nun, die Regierung war sicher angenehm überrascht. Es ist lange her, daß sie eine so gute Presse hatte. Die Regierungskonservativen, die Labour Party, die Oppositionsliberalen, die Kirchenblätter — sie alle überschütteten die Regierung mit Lob. Die öffentliche Meinung geht 100 Prozent mit. Lord Rothermeres Blätter gingen nach kurzem Zögern mit klärenden Forderungen zur Regierung über — in dieser Frage nur, natürlich. Die Beaverbrookpresse versuchte es zwei Tage lang mit hysterischen Wutausbrüchen, aber sie merkte bald, wie der Wind weht; heute knurrt sie nur noch leise. Die Regierung, die sich zuerst damit zu recht fertigen suchte, daß Mr. Knox gedrängt habe, rühmt sich heute stolz der Vaterkraft dieser Idee.

Warum ist die englische Öffentlichkeit so begeistert von der Truppenentsendung? Nun, sie spürt, daß Englands aktives Eingreifen alle Putzschiffen — und es gibt ja nur ein Land, das dafür in Frage käme — abschrecken wird; daß nicht die Isolierung Englands, sondern das Eingreifen, die klare Stellungnahme, die akute Kriegsgefahr befehligen.

Wird die englische Politik und vor allem die öffentliche Meinung daraus lernen? Gilt das, was für die Saar anwendbar war, nicht auch für alle anderen Gebiete, die von dem räuberischen Zugriff des „dritten Reiches“ bedroht sind? Ist es nicht nur eine klare, ausgesprochene Politik von Seiten Englands, die Europa den Frieden erhalten kann?

Baldwins Sieg in der Indiensfrage

Der konservative Parteiführer Baldwin hat in der Indiensfrage einen klaren Sieg errungen. Der Sturmangriff der Rechtsopposition gegen den Kommissionsbericht wurde im Zentralkomitee der Partei, das über 1000 Mitglieder hat, überlegen abgeschlagen. Das Stimmenverhältnis war 3:1. Baldwin selber sprach und Sir Austen Chamberlain sprach für den Entwurf. Churchill, Lord Salisbury und all die anderen Richards sprachen dagegen. Baldwins Sieg war stark und einbruchsvoll. Er sitzt als Parteiführer fest im Sattel und die Koalitionsregierung ist nicht gefährdet. Weniger befriedigend für Baldwin sind die Berichte aus Indien. Dort hat bei den Wahlen die stark oppositionelle Kongresspartei erhebliche Erfolge erzielt; dort sind fast alle Parteien und Gruppen mit dem neuen Verfassungsentwurf unzufrieden. Noch ist die Indirektreform nicht über alle Hürden hinweg.

Furtwängler - Heine - Rosenberg

Furtwänglers Rücktritt hat hier starken Eindruck gemacht. Zwar hat Furtwängler bei seinen hiesigen Gastdarbietungen meist wenig freundliche Kritiken gehabt — dem konservativen, nüchternen Engländer liegt seine subjektive Art des Dirigierens nicht. Aber man erkannte dennoch seine Größe an. Nun hat Deutschland nach Walter, Busch, Klemperer den letzten großen Dirigenten vertrieben, der in der Welt bekannt ist. Das Ansehen der Nazis, das wahrhaftig nichts mehr zu verlieren hat, hat durch diesen neuen Streich nicht gewonnen.

Doch nicht genug damit. Die englische Presse hat entdeckt, daß in seinen deutschen Schulbüchern die „Loreley“ als „von einem unbekanntem Dichter“ angeführt wird. Die volle Schale ihres Spotts ergießt sich über Herrn Rosenberg, der hier noch von seinem unsäglich blamablen Englandbesuch im Mai 1933 in „angenehmer“ Erinnerung ist. Die konservative „Morning Post“ widmet der „Loreley“ sogar einen ganzen Leitartikel. Sie ist sehr unzufrieden mit der Lösung von dem „unbekannten Dichter“. Das sei nicht mutig. Deshalb schlägt sie Herrn Rosenberg vor, er solle in kommenden Auflagen drucken lassen „Die Loreley von Adolf Hitler.“

Kirchenprotest gegen Frick

„Die Bekenntniskirche ist schwer bedroht, obwohl Reichsbischof Müller von allen verlassen wird...“

Auf die Wiesbadener Rede des Reichsinnenministers Frick erklärt die provisorische Leitung der Bekenntniskirche einen Aufruf, in welchem es u. a. heißt: „Wir erheben vor Gott und den Menschen feierlich Protest gegen den Vorwurf, der uns öffentlich von einer verantwortlichen Persönlichkeit gemacht worden ist, daß unter dem Deckmantel religiöser Interessen sich alle möglichen Elemente, Landesverräter und Staatsfeinde, zusammenfinden mit dem Ziel, Politik gegen das „dritte Reich“ zu machen.“ Dieser Aufruf ist u. a. von dem Bischof Marabens aus Hannover und Dr. Koch unterzeichnet und wurde in den Kirchen verlesen. Den Gläubigen ist mitgeteilt worden, daß an die zuständige Stelle eine formelle Berichtigung gerichtet wurde. Im Aufruf werden im übrigen die Gläubigen zum Schluß aufgefordert, sich in ihrem Glauben an Christi durch Drohungen nicht beeinflussen zu lassen.

Stürme kündigen sich an

Fortsetzung von Seite 1.

Wer der Tat in der Absicht begeht, einen Aufruhr oder in der Bevölkerung Angst und Schrecken zu erregen oder dem Deutschen Reich anheimpolitisch Schwierigkeiten zu bereiten, wird mit Gefängnis nicht unter drei Jahren oder mit lebenslänglichem Zuchthaus bestraft. In besonders schweren Fällen kann auf Todesstrafe erkannt werden.

Nach diesen Vorschriften kann ein Deutscher auch dann verfolgt werden, wenn er die Tat im Ausland begangen hat.

Nach § 4 wird, wer seines Vorteils wegen oder in der Absicht, einen politischen Zweck zu erreichen, sich als Mitglied der NSDAP, oder ihrer Gliederungen ausgibt, ohne es zu sein, mit Gefängnis bis zu einem Jahr und mit Geldstrafe oder mit einer dieser Strafen bestraft.

Auch hier wird die Tat nur mit Zustimmung des Stellvertreters des Führers oder der von ihm bestimmten Stelle verfolgt. Eine entsprechende Strafvorschrift hat bisher im geltenden Recht gefehlt.

Nach § 5 wird, wer parteiamtliche Uniformen, Uniformteile, Gewebe, Fahnen oder Abzeichen der NSDAP, ihrer Gliederungen oder der ihr angeschlossenen Verbände ohne Erlaubnis des Reichschiefs der NSDAP, gewerblich herstellt, vorrätig hält, feilhält oder sonst in Verkehr bringt, mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft.

Wer die Tat in der Absicht begeht, einen Aufruhr oder in ohne dazu als Mitglied der NSDAP, oder ihrer Gliederungen befaßt zu sein, wird mit Gefängnis bis zu einem Jahre und, wenn er diese Gegenstände trägt, mit Gefängnis nicht unter einem Monat bestraft. Dasselbe gilt für Uniformen und Uniformteile, die den genannten Uniformen und Uniformteilen zum Verwechseln ähnlich sind. Neben der Strafe kann auf Einziehung erkannt werden. Die eingezogenen Gegenstände sind dem Reichschiefs der NSDAP zu überweisen.

Hinsichtlich der parteiamtlichen Abzeichen war bisher nur unbefugtes Tragen strafbar. Nunmehr soll aber auch schon der

Furtwängler in „Schulzhaft“

Der Fall Furtwängler entwickelt sich zu einer kulturpolitischen Tragikarabeske, die die ganze Welt bestaunt. Nicht nur, daß man dem Dirigenten den Hebertritt über die Grenze verweigert, als er sich nach Wien zur Uebernahme eines Konzerts der Philharmoniker begeben wollte. Man hat ihm den Pass ganz abgenommen, ihm eine Vagantenerklärung abgezwungen und genötigt, auf ein Jahr auf jede Konzerttätigkeit innerhalb und außerhalb des „dritten Reiches“ zu verzichten. Er ist als „Schulzling“ der ihn streng bewachenden Gestapo in seiner Wohnung. Sogar seine Post wird überwacht, um diejenigen festzustellen, die dem amüßlich Geachteten Sympathiebekundungen übermitteln.

Goebbels und Rosenberg, die in diesem Punkte einig sind, benötigen den Kulo, um unter allen verdächtigen Künstlern Umsturz und Mitterung zu halten. Der Musikkritiker Starckenschmidt wurde wegen seiner Parteinahme für Furtwängler und Hindemith aus dem Reichsverband der deutschen Presse ausgeschlossen. Die „Deutsche Zeitung“ hat ein gegenständliches Komplotzobjekt gegen den 85jährigen Marx Liebermann gefunden, dessen beste Gemälde gegenwärtig in einer Ausstellung in Hamburg gezeigt werden. Der Angriff gegen den greisen Künstler kommt aus zwei Richtungen her: sein Impressionismus sei ebenso lässig wie undeutsch, und er sei ein Repräsentant von „Belmar“. Jeder weiß, daß sich Marx Liebermann stets von Politik ferngehalten hat; höchstens, daß er über sie, sanftlich-berühmte Witze machte.

Die ausländische Presse aller Nationen ist voll Hohn und Spott über die Art, mit der das braune Deutschland mit seinen angesehenen Künstlern umspringt. Sie widmet dem Fall Furtwängler ardhäre Aufmerksamkeit, als den Verfolgungen und Mißhandlungen von „Staatsfeinden“ und findet in diesem Vorkoll gegen die Geistesfreiheit alle Behauptungen über die deutsche Geistesfreiheit bestätigt.

Audi Kleiber

London, 14. Dez. — e Agentur Reuters meldet aus Berlin, daß die Behörden Furtwängler und Kleiber die Pässe entzogen haben. Die Geheimdienste überwacht Furtwänglers Haus.

Felix Weingartner

Neht überraschend kommt die Ernennung von Felix Weingartner zum Direktor der Wiener Staatsoper an Stelle von Clemens Krauß. Der berühmte Dirigent leitet

unbefugte Besitz strafbar sein. Die Vorschriften gelten sinngemäß auch für den Reichsritterbund, den Deutschen Turn- und Sportverband, den Freiwilligen Arbeitsdienst und die Technische Nothilfe. Die Ausführungsvorschriften erläßt der Reichsminister der Justiz.

Kerkermelster Göring

Seine Opfer sollen zu Tode geschunden werden

London, 18. Dez. In ihrem Kommentar zu der letzten Göringrede heißt die „Times“ fest, daß der General nicht nur erklärt habe, Thälmann und Torgler würden nicht freigelassen. Er verband mit diesen beiden Namen den des Dr. Neubauer, der nach einem Jahr Konzentrationslager schließlich zu freien Monaten Gefängnis verurteilt worden ist. Damit sind alle Verurteilungen, die der Auslandspreßchef der NSDAP, Hansjörg, zwei englischen Delegationen, darunter Exjorder Professor, vor einigen Monaten über eine bevorstehende Freilassung Neubauers gemacht hat, nochmals und offiziell als Lüge entlarvt.

Die „Times“ fährt fort — und diese Feststellungen sind eine neue schwere Auflage gegen die abscheulichen Verbrechen des nationalsozialistischen Regimes —:

Die Rede des Generals Göring verdrängt endgültig jede Hoffnung auf eine Amnestierung der prominentesten früheren Kommunistenführer. Als Resultat der Haupt-Amnestie gab der General an, daß allein in Preußen 1900 Verhaftete aus der Schubhaft entlassen worden sind. Aber es gibt hervorragende Persönlichkeiten, die sich zwischen einem Jahr und 21 Monaten in Haft befinden, ohne angeklagt zu sein, und bei denen es sich nicht um prominente Kommunisten handelt. Da ist Dr. Merendorff, das frühere sozialdemokratische Reichstagsmitglied, ... da ist der ehemalige sozialdemokratische Bürgermeister von Breslau Dr. Videmann, da sind von Offizieren und Ämtern, deren Verbrechen ist, daß sie Passivität sind, da ist der Rechtsanwalt Hans Pitten, dessen Verbrechen bekannt sind. Alle sind noch im Konzentrationslager.“

gegenwärtig das Konservatorium und das gesamte Musikwesen in Basel. Er wird für Wien vermutlich beurlaubt werden. Weingartner, der bedeutende Dirigent, ist bereits 71 Jahre alt, aber noch sehr aktiv und körperlich frisch. Eine Tätigkeits im „dritten Reiches“ wäre ihm wegen nichtarischer Abstammung verweigert. Die Basler „National-Zeitung“ schreibt: In die Trauer, die wir in Basel darüber empfinden müssen, darf sich der Stolz mischen, daß wir ihn doch so lange haben durften, und daß er unserm Musikleben den Stempel seiner überragenden Persönlichkeit in einer Weise aufgedrückt hat, die ununsichtbar und verpflichtend zugleich ist. Er wird, daß nicht aus dem Datum des Austritts seiner neuen Position hervor, seine Basler Verpflichtungen einhalten.“

Der Gelehrter

Gruß verweigert oder nicht?

Bln, 18. Dez. Der kaiserliche Ausschluß des Vorstandes der Kölner Anwaltskammer Dr. Legers wegen angeblicher Verweigerung des Hitler-Grußes ist auf Veranlassung des Reichsjuristenführers Dr. Frank, an den sich Dr. Legers beschwerdeführend gewandt hatte, wieder aufgehoben worden. Die ganze Angelegenheit ist an das zuständige Gau-Gericht des R.E.-Juristenbundes verwiesen worden, damit der Sachverhalt angeklärt wird. Dr. Legers bezieht, den Gruß verweigert zu haben. Auch die Kammerkassier des Kölner Oberlandesgerichts hat sich zu Dr. Legers bekannt und in einer Erklärung ihr Bedauern über den Ausschluß eines ihrer Mitglieder ohne vorherige Verhandlung zum Ausdruck gebracht.

„Deutsche Zeitung“ geht ein

Berlin, 18. Dez. Verlag und Schriftleitung der „Deutschen Zeitung“, Berlin, teilen in der heutigen Nummer des Blattes ihren Lesern auf Grund eines Beschlusses des Aufsichtsrates mit, daß die „Deutsche Zeitung“ am 31. Dezember d. J. mit Abschluß des 30. Jahrganges ihr Erscheinen einstellt.

Litwinow bei Neurath

Von unserem Korrespondenten

Paris, 14. Dezember.

Es sieht nicht so aus, als ob die Herren Diplomaten, die wie die Normen Europas Schiedsinstanzen in ihren Händen halten, bald in die Weihnachtsferien gehen könnten, die bestenfalls nur von sehr kurzer Dauer sein werden. Dazu sind die Probleme zu wichtig — wir erinnern nur an die Saarabstimmung, den Ostpakt, die italienisch-französische Entente und im Zusammenhang damit an die Vereinigung des Gegenjahres zwischen Rom und Belgrad — die bei Beginn des neuen Jahres ihrer Lösung harren.

Gestern hatte der sowjetrussische Außenminister Litwinow Berlin einen Besuch ab, der auf einen bis zwei Tage berechnet ist. Vor neun Tagen noch hätte ein solcher Besuch den Ansturm alarmiert. Darnach beobachtete man mißtrauisch jede Berührung zwischen Sowjetrussland und Hitlerdeutschland, wußte man doch hier ganz genau, daß ein solches Gerede der Reichswehr, um nur diese zu nennen, eifrig am Werke waren, um die braunen Herren davon zu überzeugen, daß eine Annäherung an Rußland Deutschland den Vorteil brächte, seine revisionistischen Pläne im Westen weiter zu verfolgen. Inzwischen haben Litwinow und Laval in Genf das Abkommen geschlossen, in dem beide Vertragsparteien sich verpflichten, mit seiner dritten Macht gesonderte Bündnisverhandlungen zu führen. Die Lage ist geklärt. Auch für Berlin!

Wenn heute Litwinow eine Audienz mit dem Reichs-Außenminister von Neurath hat, so kennt man hier den Inhalt seiner Unterredung ganz genau. Man weiß, daß Litwinow den Herren in der Wilhelmstraße den Ostpakt schmachtvoll zu machen sucht, ein Vermögen, das natürlich bei Frankreich reiflose Zustimmung findet, aber man weiß auch, daß bisher noch keinerlei Anzeichen dafür vorhanden sind, daß Deutschland sich dem Beitritt zum Ostpakt geneigter zeigen könnte als bisher. Und darum rechnet man hier nicht mit einem Erfolg Litwinows.



Für DEUTSCHLAND gegen HITLER

Saar-Kommissar und Geldschrank-Knacker

Generalmajor Brind eingetroffen

Saarbrücken, 14. Dez. Der Oberbefehlshaber der internationalen Polizeitruppe für das Saargebiet, Generalmajor Brind, ist heute früh mit dem Pariser Schnellzug in Saarbrücken eingetroffen und hat beim Präsidenten der Regierungskommission Aufenthalt genommen.

Trouppenbasis Ca'a's

Paris, 13. Dez. Bereits Mittwoch sind in Calais die ersten englischen Truppen eingetroffen. Die französische Militärverwaltung hat den englischen Truppen ein größeres Terrain zur Verfügung gestellt, auf dem Büros, Lazarette und Lager eingerichtet werden. Dieses Terrain und der Hafen von Calais werden als Stützpunkt für die englischen Truppen in Anspruch genommen. Ähnlich wie im Weltkrieg, liegt also die englische Truppenbasis in Calais.

Zur Durchführung der Verpflegung und der Materialversorgung für die englischen Truppen des Saargebietes wird täglich ein Frachtdampfer von Dover nach Calais fahren. In den nächsten Tagen bereits wird eine ganze Flotte Lastkraftwagen und sonstiges Material von England nach Calais überfahren.

Wie diese Vorbereitungen zeigen, richtet sich die englische Truppe auf einen längeren Aufenthalt im Saargebiet ein. Ueber die Dauer des Aufenthaltes liegen bestimmte Nachrichten nicht vor. Das richtet sich naturgemäß ganz nach den Verhältnissen, die sich nach dem 13. Januar ergeben. Man rechnet aber mindestens mit einem Aufenthalt von drei Monaten.

Auffallend bleibt das Verhalten der braunen Presse. Sie meldet kaum und fromm die einzelnen Tatsachen über den Truppentransport und das Eintreffen im Saargebiet. Vor Monaten bäumte sie sich auf Befehl Goebbels' pflichtgemäß gegen den Gedanken einer neutralen Polizei auf. Jetzt duckt sie sich ebenfalls wieder auf Befehl Goebbels' und macht gute Miene zu dem selbstverständlichen bösen Spiel.

Wollstra und Regenschirm

Ein witziger „Prospekt“

In Saarbrücken wird folgender Prospekt verteilt:
„Wer kleidet den Herrn?“
In . . . d. Saarbrücken, Bahnhofstraße.
Wollstra-Angebot: Wollstra-Anzüge.
Wissen Sie, was Wollstra ist? Wollstra ist die große, gewaltige Erfindung des neuen Deutschland. Wollstra ist reinwolle, im Frühling gekämmte Brennefelle, gemischt mit der edelsten nordischen Tannenholzfaser.
Ein Wollstra-Anzug ist todichid!
Unter Wollstra-Anzug ist nur eine Kleinigkeit teurer, als ein Anzug aus bestem englischen Stoff von reiner Wolle.
(Beachten Sie die Rückseite!)
Wollstra-Angebot in Regenschirmen!
Wer seinen Wollstra-Anzug liebt, kauft sich einen dauerhaften Regenschirm.
Kein Wollstra-Anzug ohne Regenschirm!
Anzug und Regenschirm können Sie bei uns zu den billigsten Preisen beziehen. Der Wollstra-Anzug wünscht, der stimmt am 13. Januar für Hitler! Denn nur dann können Sie bei uns diesen neuen deutschen Ersatzstoff-Anzug beziehen. Stimmen Sie aber für den Stalin an, dann haben Sie keine Aussicht, jemals im Saargebiet einen Wollstra-Anzug kaufen zu können. Sie werden dann mit den billigeren, aber dafür dauerhafteren Anzügen aus Wolle vorlieb nehmen müssen. Wählen Sie!
Dem ist nichts hinzuzufügen.

Hitlerismus gegen Katholizismus

Unversöhnliche Gegensätze

Zur Unfehlbarkeit des Papstes sagt Rosenberg: Der Papst wird auch offen nichts Unerhebliches fordern, die Tatsache der Ausbreitung einer Welt-Vollmacht seitens der katholischen Welt zeigt aber allein zur Genüge, daß man tatsächlich im Dienste der „Liebe“ seine Manneskraft weggeworfen hatte. Das Vatikanum bedeutete den Bruch der letzten Charaktere in der damaligen Kirche. Und also auch in der heutigen; denn die jetzigen Würdenträger sind bereits unter der Herrschaft dieser ehrsüchtigen Lehrlinge großgezogen worden. Der sogenannte politische Katholizismus ist nur die notwendige Außenform des weltlich-römischen Systems überhaupt, also auch nicht Mißbrauch, sondern die folgerichtige Anwendung der römischen Grundzüge, wenn auch Mißbrauch der echten Religion. Denn erscheint alles geistige von Rom freie Wesen, alle von Rom unabhängige weltliche Macht als „Abfall“ von der „legitimen Herrschaft“, so heiligt jedes Mittel den Zweck, diese weltliche politische Herrschaft wiederzuerlangen.

Alfred Rosenberg, der vom Führer und Reichskanzler mit der weltanschaulichen Erziehung der Nation beauftragte Theoretiker des Nationalsozialismus in seinem Buche „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“. Eine Wertung der sechsisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit 13.-16. Auflage, Seite 182/183.

Das Buch ist von der nationalsozialistischen Regierung allen Lehrerbibliotheken als geeignet empfohlen und in vielen Fällen auch katholischen Büchereien zwangsweise eingegliedert worden.

Die Abstimmungskommission hat an den Saarkommissar und Gauleiter Bürckel als Antwort auf dessen gestern von uns behandelten Brief folgende Antwort gerichtet:

Saarbrücken, den 13. 12. 1934.
An den Herrn Saarbevollmächtigten des Reichskanzlers
Neustadt a. S.

Sehr geehrter Herr Saarbevollmächtigter!
Ich beehre mich, den Empfang Ihres Briefes von gestern zu bestätigen. Der Inhalt veranlaßt die Abstimmungskommission zu folgenden Bemerkungen:

Auf die Agitationstätigkeit, die gewisse nichtdeutsche Sender im Saargebiet zuweilen ausgeübt haben, war die Aufmerksamkeit der Kommission ebenfalls gelenkt. Wenn sie nicht ihre Mißbilligung betreffend dieser Sender ausgesprochen hat, so ist der Grund auch hier, daß sie gehofft hat, mit der eingetretenen Entspannung würde jeder Anlaß dazu wegfallen. Soweit die Kommission feststellen konnte, ist auch keine Sendung von den betreffenden Sendern vorgekommen, die in Art und Weise mit der zur Verbreitung im Saargebiet vom Reichsleiter Stittgart ausgelassenen Rede des Herrn Hill zu vergleichen ist; wäre dies vorgekommen, so hätte die Kommission auch nicht gezögert, ihre schärfste Mißbilligung auszusprechen.

Sie haben die Tätigkeit des Herrn Rosenbeck dem Vorgehen des Herrn Hill gegenübergestellt. Die Tätigkeit des ersten habe das Ziel, „deutsche Menschen von ihrem Volk und Vaterland loszureißen“, welcher Umstand bei einer Beurteilung des von Herrn Hill verübten Verbrechens zu berücksichtigen wäre; auch dieser Umstand scheint es, sollte die von der Kommission mißbilligte, für das Saargebiet bestimmte Rundfunksendung rechtfertigen.

Hierzu möchte die Kommission — die keinen Grund sieht, die Tätigkeit des Herrn Rosenbeck in diesem Zusammenhange zu behandeln — nur bemerken, daß laut den Klaren, auch von der deutschen Regierung bekämpften Bestimmungen betreffend die Abstimmung, diejenigen, die gegen die Rückgliederung tätig sind, gleichberechtigt sind mit denjenigen, die für die Rückgliederung eintreten. Was Sie zum Verständnis des Vorgehens des Herrn Hill an-

geführt haben, rechtfertigt — nach dem Erachten der Kommission — keineswegs die Art und Weise und den Ton, in denen die Einzelheiten des Einbruchs des Herrn Hill als Agitationsmittel im Abstimmungskampf ausgenützt worden sind.

Die Kommission kann nicht verstehen, wie die von den Behörden vorgenommene Hausdurchsuchung bei der „deutschen Front“ und die Veröffentlichung der diesbezüglichen Berichte — die zwar Aufschlüsse über die Finanzierung der von der genannten Organisation betriebenen Werbetätigkeit und über einige bei der Hausdurchsuchung wiedergefundene gefohlene Dokumente gegeben hat — in diesem Zusammenhang erwähnt werden.

Die Kommission glaubt, in Ihrem Einverständnis zu handeln, wenn sie diesen Brief zur Veröffentlichung im selben Umfang wie dem des Abtrügnen der Presse übergibt.

Ich möchte schließlich erwähnen, daß durch ein bedauerliches Versehen die Mitteilung der Kommission vorgehens abend nur an die Agence Havas und die „Neue Saar-Post“ und nicht zu gleicher Zeit an die übrige Presse überandt wurde.

Genehmigen Sie, Herr Saarbevollmächtigter, den Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung
ges. S. Henry.

Steckbrief

gegen den Geldschrankknacker des Nazi-Rundfunks

Der „Öffentliche Anzeiger“ vom 11. Dezember veröffentlicht folgenden Steckbrief:

Hill Josef, Grabensekretär, geb. 28. 3. 1907 zu Altenkessel, zuletzt wohnhaft Altenkessel-Saar, Größe 1,65 Meter, Gehalt kräftig, Haar schwarz, Gesicht länglich, Stirn hoch, Augen dunkelbraun, Augenbrauen bogenförmig, Nase groß, Ohren mittel, Mund mittel, Zähne vollständig, Mund spit, kramme Halsung, Sprache deutsch und französisch, Bekleidung: grauer Anzug, grauer Nitzhut, schwarze Schuhe, wegen schwerer Diebstahls in die Strafanstalt Saarbrücken eingekerkert
U. R. 16.

Saarbrücken, den 10. 12. 1934.
Der Untersuchungsrichter
bei dem Obersten Abstimmungsgerichtshof
des Saargebietes.

Eine Lanze für die Verfolgten

Ein Signal für die Saar-Katholiken

Die nationalsozialistische „Kurbessische Landeszeitung“ brachte vor kurzem den Artikel eines angeblichen Emigranten mit allerhand Häbergeichtchen über das äppige Leben der den deutschen Vorkerknachten Entkommenen im Ausland und ihre Hartberzigkeit gegen unbemittelte Schicksalsgefährten. Dinge, die deutlich, um mit Wippchen zu reden, aus den eigenen Redaktionsstängern geloggen waren. Ein deutscher Katholik, der diese Dinge selbst kennen gelernt hat, und so ehrlich ist, darüber die Wahrheit zu sagen, stellt uns das folgende Schreiben zur Verfügung, in dem er von der schlecht informierten Redaktion an die besser zu informierende appelliert, richtiger: einen Pagner von Gewerbe zum Wahrheitslagen zu befehlen sucht. Lassen wir ihn selbst reden:

An die Schriftleitung
der „Kurbessischen Landeszeitung“
in Kassel.

In Nr. 278 Ihres Blattes brachten Sie in großer Aufmerksamkeit einen Artikel mit der Ueberschrift:

„Ich war nie ein Judenfeind, aber die Zeit im Exil hat mich dazu gemacht.“

Diese Arbeit soll angeblich den Brief eines politischen Flüchtlings darstellen. Sie dürfen es mir nicht übel nehmen, wenn ich das letztere ein wenig zu bezweifeln wage. Ich gebe mich der Vermutung hin, daß dieser Herr „Emigrant“ wohlbehalten in einer Ihrer Redaktionsstuben sitzt und über seiner vielseitigen Schreiberlei längst jenen bewußten Auftrag vergessen hat. Ein echter Emigrant nämlich, der seine Sache in so ansonstener Weise vertreten zu müssen glaubt, wäre ein sonderbarer Kauz. Wenn man schon zu dem Patentmittel des öffentlichen Briefes in einer gleichgeschalteten Zeitung greift, so geschieht das höchstwahrscheinlich in der Absicht, vor aller Welt offenkundig Zeugnis abzulegen von seiner Zerkünderung und seinem tiefen Gesinnungswandel. Gewöhnlich drückt man das in entsprechend berechneten Worten der Neue und der Unbilligkeit aus, verliert das Emigrantenleben mitläßt den Juden und Marxisten bis in die siebte Hölle, nennt dann A. Hitler einen großen Mann und legt sein läubertlich seinen Namen darunter, um auch aller Welt zu zeigen, wer dieses reuige Schaf ist, das da Buhe tut, und über das mehr Freude sein wird im „dritten Reich“ als über die eingetragene Parteiangehörigen.

Es gibt eine Sorte von „politischen“ Emigranten — man könnte sie „Auch“ oder „Konjunktur“-Emigranten nennen. Sie kamen mit vollgepackten Koffern (manchmal auch mit der Gitarre am Gürtel) und mit einem Sack voll großer Hoffnungen für die Zukunft. Sie wollten mit offenen Armen empfangen sein, wie das sich ja von selbst versteht.

Diese Sorte hat viel verdorben. In der ersten Zeit glüht es ihnen ganz prächtig. Die Hilfsbereitschaft des Auslands war riesengroß — aber nicht unerhöflich. Man gab mit vollen Händen, ohne Unterschied, ob Jude oder Christ, ohne Ansehen der Person, ohne strenge Kontrolle. Das Vertrauen wurde oft mißbraucht, die Belastung auf die Dauer zu groß — das Hilfsvermögen mußte abgebaut werden. Die meisten Flüchtlinge hatten auch inzwischen eine nordärztliche Lebensform angenommen.

Die Konjunkturritter aber standen jetzt bekümmert da. Sie drückten sich noch eine Weile herum, der eine mehr, der andere weniger lange, bis es ihnen zu Bewußtsein kommt, daß sie eine Dummheit gemacht haben müssen. Von dieser Einsicht

ist es nicht mehr weit zu dem berühmten „offenen Brief“ (Muster siehe in Nr. 278 Ihres Blattes!) und zu der Freilassung ins gelobte, tausendjährige, „dritte Reich“. Es ist immer bedenklich — besonders für einen Emigranten —, wenn man sich so fest auf die Hilfe fremder Menschen verläßt, wenn man diese Hilfe geradezu als Selbstverständlichkeit ansehen möchte, wie jener Briefschreiber. Kommt man jedoch mit dem Vertrauen auf die eigene Kraft, mit einem Minimum an Ansprüchen, dann wird man immerhin sehr angenehm enttäuscht sein, wieviel hilfsbereite Hände sich überall entgegenstrecken.

Ich möchte es mir als Christ nicht verlagern, dankbar anzuerkennen, wieviel Gutes gerade die Juden im Ausland den Flüchtlingen gegenüber getan haben, gleichgültig, welcher Konfession die letzteren auch angehören mochten. Es mag vielen Emigranten gegangen sein wie mir: sie kamen, belästigt mit gewissen Ressentiments und Vorurteilen den Juden gegenüber. — eine Folge der andauernden Hege in Deutschland, der selbst die Vernünftigen bis zu gewissem Grade erliegen. Aber meistens genügt wohl ein kurzer Kontakt mit den jüdischen Leidensgenossen, in manchem schon ein einziges Gespräch mit einem vernünftigen Menschen jüdischer Religion, um diesen ganzen Spul und die künstliche Entrembung zu verlassen. Die Juden sind Menschen wie wir alle: Menschen mit ihren Fehlern, aber auch mit ihren guten Seiten. Ich habe sowohl Hilfsbereitschaft und Kameradschaftlichkeit, wieviel herzliches Entgegenkommen unter den Juden gefunden, daß sich mancher Christ davon ein Beispiel nehmen könnte. Der große Fehler der Juden — ihre Passivität —, erscheint mir immer mehr als ihre große Stärke: sie sind wie das Rohr, das sich im Winde biegt, aber das auch mit Sicherheit den härtesten Orkan überlebt.

Es gibt übrigens Juden — Juden mit blondem Haar und Blauaugen —, die dem Idealwert des „Ariers“ bedeutend näher kommen als gewisse führende Leute des heutigen Deutschland.“

Es ist wahr, daß die meisten „Emigranten“ — ich apostrophiere das Wort „Emigranten“ absichtlich, um anzudeuten, daß wir nicht Auswanderer sind, sondern vorübergehend Abwesende — eine Fülle der Leiden und schwerster Krisen durchmachen mußten und noch müssen: wer aber diese Krisen überlebt, wird hart und unangreifbar; ein kleiner Teil kommt auch unter den Abfall.

Unlere Leiden? Dafür machen wir nicht etwa die Juden verantwortlich und andre Vorkämpfer, sondern Hitler — und jene Handlanger, die uns unter Vaterland gestohlen haben, oder besser: stehlen möchten!

Ich kann wohl kaum annehmen, daß Sie den Mut haben werden, diesen Brief in Ihrem Blatt abzu drucken; ich werde ihn darum in einigen Leitungen des Auslandes veröffentlichen. — Schreiben Sie keine Beschränkung mehr, besonders keine anonymen!
ges. Heinz Lichtenr.

Wir wollen abwarten, ob dieser Aufruf eines Wahrheitslagers an das „Gewissen“ einer Nazireaktion irgendwelchen Erfolg haben wird. Irrendweise ist wahrscheinlich halten wir es nicht. Es ist eine alte Erfahrung, daß Verbrecher die Opfer ihrer Untaten herunterzureißen suchen, um damit ihre eigenen Untaten vor der Öffentlichkeit oder dem Stimmenden zu beschönigen. Und die Wahrheit zu sagen ist ihnen fladert, zu beschönigen. Und die Wahrheit zu sagen ist ihnen ja von Goebbels' strengstens verboten.

Der Saarfürer im braunen Schlamm

In Koblenz residiert der Führer aller deutschen Saarvereine Gustav Simon. Er ist ein mittleres Kerlchen, feinerlich und innerlich von einem Germanen so weit entfernt wie von einem Maffabäer. Gerade wegen seiner schlechten Nase machte auch er die höchste Nazikarriere. Er wurde Gauleiter und preussischer Staatsrat und dazu dem Bund der Saarvereine als Führer aufgezogen. Sein Jahreseinkommen geht in die mehreren zehntausenden Mark im Jahr. Er ist soweit war, hat er wie alle anderen hochbezahlten Führer des „Dritten Reichs“ für eine höchste Einkommensgrenze von 12.000 Mark im Jahre erreicht (nicht geschrieben, da er das nicht kann).

Wie der Herr, so das Weibchen — heißt ein altes deutsches Sprichwort. Daraus ist heute man sich die Heiligkeit des Saarfürers an.

In Koblenz, wo vierzehn Jahre sein Wohnort und sein politischer Hauptort war, und auch die schärfsten Untersuchungen nach dem 13. Januar 1933 nichts Dunkles ans Licht beförderten, weil sie es einfach nicht konnten, wurden in 1 1/2 Jahren hundertfünfzig Kleinfürer folgende Fälle bekannt (und nicht bekannt, wie viele?):

1. Kornfessel, alter SA-Führer, 1933 zur Kriminalpolizei kommandiert, wegen dienstliche Unterschlagungen mit schwerer Urkundenfälschung, 13 Monate Gefängnis;
2. Bender, Führer der Landarbeiter, schwere Untreue, 18 Monate Gefängnis;
3. Schmidt, Aufsichtsführer, im Zusammenhang mit Bender, 18 Monate Gefängnis;
4. Pehl, Führer der Kriegsober, mußte entlassen werden, weil er mehrmals wegen Eigentumsverstoßes vorbestraft war und mit belgischen Offizieren 1933 auf Flugzeug fuhr und mit ihnen auf deutschen Jagden jagte. Erst als die Späher die Sache von den Tätern piffen, wurde endlich eingeschritten;
5. Ventisch, Führer der Arbeiter, schwere Untreue, seit drei Monaten in Untersuchungshaft, mindestens ein Jahr wird herauskommen;
6. Stremmer, Führer der Bauarbeiter, schwere Untreue, Verfahren schwebt. War früher schon mit einem Jahr Gefängnis wegen Untreue vorbestraft (Nazi-eisen);
7. Klossow, Führer der NS-Dago, schwere Untreue, sitzt in Untersuchungshaft, Sicher auch Gefängnis;
8. Hoffmann, Kran, hervortretend in der Winterhilfe tätig gewesen, Unterschlagung, Untersuchungshaft;
9. Krüger, Standortführer (entspricht dem Grade eines Regimentskommandeurs der alten kaiserlichen Armee) wegen Unterschlagung in Untersuchungshaft;
10. Friedrich, Truppführer, Adjutant des Krüger, mitverhaftet;
11. Wie vorstehender Friedrich.

Schon aber laichen weitere, und zwar sehr illustre Namen auf der Korruptionsliste auf:

Klep'omanie und Sterilisation

Vor einem Berliner Gericht stand — nicht im Mittelalter, sondern im Oktober des Jahres 1934 — eine Frau, des Töbendichthals ansehnlich. Sie hatte einen Schlüsselbund und eine wertvolle Jagartentende entwendet, nicht in gewinnbringender Absicht, ... das Gericht selbst ausdrücklich anerkannte, vielmehr durch eine krankhafte Veranlagung getrieben. Die angeklagte Kleptomanein war einige Male gleicher Delikte wegen bestraft worden, sie hatte immer ausschließlich unwerthbare Sachen gestohlen und wurde durch den Gerichtsarzt für vermindert zurechnungsunfähig erklärt.

Das Gericht verhängt eine Gefängnisstrafe von einem Jahr und — Sicherungsverwahrung für unbegrenzte Zeit. Unterbringung in einer Heilanstalt, so blieb es in der Urteilsbegründung, komme nicht in Frage, weil die Angeklagte, abgesehen von ihrem kleptomantischen Trieb, ganz gesund sei. Und da die Frau „ganz gesund ist“ leide man ihr nahe — sie sterilisieren zu lassen! Die Berufung erklärte sich dazu bereit, zweifellos in dem Bewußtsein, daß Sicherungsverwahrung im „Dritten Reich“ eine Marter schlimmer Art ist.

Das Dorf des Hungers

Von Peter Bitter

Vor Jahraufenden hatten Sidalischer riesige Granitsteine in diese Gegend gewälzt. Nur Wald und Steine gibt es hier, doch die Steinbrüche und die Beständen der Steinwerke haben jetzt leer — ganz selten doch halt manchmal der Form des Meißels aus einem der verstreut liegenden kleinen Häusern. Das Dorf ist leer, ohne anzunehmende Hungersnot, die Häuser und der Fremde kaum, daß ihn nicht, wie wo anders, auf seinem Gang die einzige Straße entlang Hundegesell begleitet.

Hunde und Katzen hat das Dorf seit seiner Entdeckung bereits immer gehabt, lange schon aufzufressen. Der Hunger war schon da, als die Bewohner aus den Felsen Torköhen, Mandelsteine und Grabdenkmäler meißelten. Der Hunger wurde größer als die Krise kam und die niedrigen Wände den Hauswänden fehlten und alles nur irgendwie Entbehrliche verkauft werden mußte. Und jetzt, da die Krise andält und der einzige Besucher — die Gemeinde Wien — seit dem blutigen Februar aus Erparungsgründen die Pflastersteine aus einem Steinbruch an der Donau nimmt, ist der Hunger zu einer Dämonenerscheinung geworden. Auch die gefährlichen Gefährten der Not: Alkohol und Verbrechen, fehlen nicht, so daß das Dorf im ganzen Lande eine traurige Bekanntheit genießt. In Amalendorf (ist der Name der Gemeinde) kommt auf jedem Haus ein Döb heraus — beim Bürgermeister zwei — heißt es im Volksmund. So arg ist es zwar nicht, aber daß ganze Familien in der Umgebung betteln gehen, ist so etwas alltägliches, daß es bei Bürgermeistern, mit dem ich die Kunde durchs Dorf mache, nur so nebenbei erwähnt. Er selbst kann nicht betteln gehen — da er keine Schube hat und jetzt mühselig in schweren Holzschuhen neben mir einherhumpelt. Seine einzige Beschäftigung ist, den Arbeitslosen d. h. dem ganzen Dorf, den Stempel auf die Unterstützungskarte zu drücken. Eingänge hat die Gemeinde keine, daher auch keine Ausgaben.

Wir schreien durch den melancholischen Novembertag, begreifen lächeln, rachsüchtigen Kindern, die sich mit Keil abmühen und in den niedrigen, strohgedeckten Häusern verschwinden. Ab und zu betreten wir ein, wechseln ein paar Worte mit den Bewohnern — aber die meisten sind verwehrt und die Insassen auf der Tour — auf Bettel. In einer Hütte liegt — wir leben durchs Fenster — lang ausgebreitet auf einer Bank ein Mann.

„Er schläft wohl um den Hunger zu verzeihen?“ rufe ich. Der Bürgermeister lächelt. „Er ist tot.“ Und er sieht mich fachte weg. Vorgeföhren hatte man ihm die Unterstützung eingestellt, da ging er hin, sagte Frau und Kinder aus der

Stellvertretender Gauleiter Redmann und Oberbürgermeister Christ sollen beurlaubt werden und schon sein!

Staatsrat und Gauleiter Gustav Simon, oberster Führer und Schirmherr aller deutschen Saarvereine, soll stark mitbelangt sein. Es wird angenommen, daß wegen der bevorstehenden Saarabstimmung — hierüber nachher noch etwas mehr! — nichts (wenigstens ein wenig) gegen ihn unternommen wird. Gustav Simon mußte aber am 27. Oktober nach München, um sich zu verantworten!

In keiner Not hat Simon einen wütenden Aufruhr gegen alle Gerüchtsträger erlassen, aber leider glaubt man in Koblenz mehr den Gerüchten als dem obersten Schirmherrn aller deutschen Saarvereine. Man behauptet, daß bei diesem Simon und den Seinen nur deshalb noch nicht ausgemittelt wird, weil man die Saarbevölkerung vor dem 13. Januar nicht topfischen machen will.

Es kluft aber längst aus dem Zumpf des „Dritten Reichs“ über das ganze Saargebiet, und auch der Wohlgeruch des Herrn Simon wird gegen den Gestank nicht mehr aufkommen.

Aus dem Reich Bördie's

Man schreibt uns aus der Pfalz:

Unsere letzten Mitteilungen über die Verhältnisse in der Pfalz, insbesondere die Betriebsberichterstattung, haben Herrn Bördie wegen der Wirkung auf die Saarbevölkerung in große Erregung versetzt. Er ließ wiederholt Berichtigungen in den Pfälzischen und Saarblätter los, die aber in Wirklichkeit unsere Angaben als falsch bezeichnet. Nicht in einem Punkt vermochte Herr Bördie unsere Behauptungen als unrichtig zu beweisen. Seine strengen Heberklärungen fanden in großem Widerspruch zum Inhalt seiner „Berichtigungen“, die unsere Angaben nur noch bekräftigten.

Um nun unüberleglich zu beweisen, wie herrlich es z. B. den Arbeitern in der Anilinfabrik in Ludwigshafen im Gegensatz zu unseren Darstellungen geht, ließ der Pfälzische zwei Briefe von Saarländern veröffentlichen, die in Propagandazwecken dort beschliffen sind. Es muß vorausgeschickt werden, daß diese Briefe natürlich nicht in Ludwigshafen, sondern nur im Saargebiet veröffentlicht wurden, denn da, wo man die wirklichen Verhältnisse kennt, würde der Schwindel doch zu verberend wirken. Die beiden Renommierarbeiter geben Wochenlöhne von 55 und 58 Mark an und beschaupten, nach Abzug aller Kosten für Wohnung und Verpflegung noch 30 bis 40 Mark gehabt zu haben, um sie nach Hause zu schicken.

Soviel haben Anilinarbeiter auch in den besten Zeiten nie verdient. Sie werden höchstens in der Lage sein, genaue Beweise für die tatsächlichen Lohnverhältnisse vorzulegen.

Wenn die nationalsozialistischen Sterilisations-Kommissionen ihrer Manie in gleicher Weise weiter fröhnen, so sind die Folgen kaum auszubedenken. Kleptomaneie ist eine bakterielle Erkrankung. Es ist nicht einzusehen, warum Hygiene anderer Art nicht mit dem gleichen Mittel bekämpft werden soll. Der Anfang ist gemacht! Man stelle sich vor, welche Rasensterilisation es wäre, wenn alle Sünteriker in Deutschland unfruchtbar gemacht würden! Dillers Rasenbolls wäre alsbald ernsthaft gefährdet und die Geburtenkatastrophe, auf die das „Dritte Reich“ so stolz ist, dürfte binnen kurzem bedeutliche Stellen des Rückgangs antreffen.

In Deutschland, in einem Lande, wo gegenwärtig der Zellenismus regiert, in einem Lande, wo ein gemeingefährlicher Morphium auf hohem Ministerposten sitzt, in einem Lande, wo bösartige Arter vom Schloße eines Reiches ganze Völker terrorisieren dürfen, müsstet die Sterilisationsstiche besonders grotesk an. Wie wäre es, wenn mit der Unfruchtbarmachung einmal im Führerhabe begangen würde? Das würde die ganze Welt vernehen — daß aber eine Frau sterilisiert wird, weil sie einen Schlüsselbund gestohlen hat, versteht kein normaler Mensch!

Hülle verdichtete Fenster und Ausgänge und zündete Holzstöcke an. Als die Frau mit einem Nachbarn kam, war er schon tot! ...

Die und da kragt aus einem Schornstein dünner Rauch auf. Hier wird die einzige hässliche Mahlzeit gekocht: Kartoffeln und Krautsuppe.

„Nicht gibt es wohl selten?“ frage ich meinen Führer. „Ja, und wenn, dann kommt es meistens den Betreffenden sehr teuer zu stehen.“ Und er erzählt, daß die Einwohner sich eine Zeitlang gegenständig Hunde und Katzen abgaben, daß sich aus dem nahen Forst Hain und Hebe holten, aber mit schweren Judthausstrafen dafür bezahlten. Erst vor einigen Wochen hatten drei Steinwerke ein Stück Pferdefleisch beim Metzger gekocht. Da sie schon vorbestraft waren, bekamen sie jeder ein Jahr Gefängnis. ... Wenn die Richter in der Kreisstadt sehen, daß der Angeklagte aus dem ewig hungrigen Dorfe ist, strafen sie erheblich strenger als sonst.

Nabe dem Walde ist ein Steinbruch, und ihm leben wir aus dem Dorfe etliche Männer zutreiben.

„Wird doch noch gearbeitet?“ wundere ich mich. Wieder lächelt der Bürgermeister: „Dort ist jetzt eine Versammlung — im Waldhaus wars zu gefährlich, weil da immer die Wondarmen vorbeikommen.“ Und ännend fängt er hinzu: „Genaue wie vor vierzig Jahren, als wir die Organisation hier aufbauten. ... Tamals mußten wir auch in die Steinbrüche und Wälder gehen.“

Amalendorf ist die einzige Gemeinde weit und breit, in der es keine Ortsgruppe der Heimwehr gibt — hier konnten auch niemals die Nazis Fuß fassen. Trotz tiefer Verelendung sind die Arbeiter ihren Organisationen treu geblieben, und es ist eine Freude, mit diesen klugen Männern und den blauen abgehärmten aber sanftmütigen Frauen über die Bewegung zu sprechen. Diese Frauen ... 1928, beim großen Steinarbeiterstreik, warfen sie sich vor die Streikbrecherautos, um zu verhindern, daß Steine aus den Brüchen gefahren würden. ... Im Waldhaus sitzen einige Vurschen, spielen Karten, streiten um Stiche und Punkte und trinken Schnaps.

„Wir trinken so alle“ — gesteht der Bürgermeister, „kein Mensch ist so fett, um widerstehen zu können. Besonders, wenn einem so dreckig geht wie uns. Ich weiß ja — als Genossen sollten wir es nicht tun — aber ...“ er kocht, und ich sehe ihn zum erstenmal nicht mehr lächeln, sondern finster vor sich hinstarren. Dann giebt er hastig ein Glas hinunter, auch ich verführe es, darf das Angebot nicht ablehnen. Es brennt wie Feuer in der Gurgel. Die Bitterkeit meinet sich mit Mitleid in meiner Brust mit diesen Unalücklichen, die trinken müssen, um auf einen Augenblick all den sie umgebenden Jammer zu vergessen.

Menschenjagd in Mitteleuropa

Auf einen Expatrierten

Der Sozialdemokrat und Reichsbannermann Baldemar Pötsch aus Bremen, lebt seit über einem Jahr als Flüchtling in Antwerpen. Durch seinen Beruf als Seemann und später als Gewerkschaftsbeamter des Transportarbeiterverbandes in Bremen verbindet ihn mit den deutschen Seeleuten viele berufliche und gewerkschaftliche Interessen und Freundschaften. Sein Einfluß auf die deutschen Seeleute ist in Bremen immer sehr groß gewesen und nach der „nationalen Erhebung“ noch gewachsen.

In Antwerpen konnte Pötsch einige private Verbindungen mit seinen Kollegen halten. Die Gleichhaltung der Seeleute ist nur in ganz geringem Maße gelungen. Daran hat Baldemar Pötsch ein großes Verdienst. Die deutschen Behörden aber sind furchtbar wütend auf ihn.

Als es Pötsch gelang, einige ganz verlässliche Karten der Schiffe zu erhalten, konnte eine regelrechte Jagd auf unseren Kameraden ein. Kapitäne und Bordrumpführer deutscher Schiffe beantragten Schiffsassistenten und Matrosen, für eine Belohnung, die von erst 1000 auf 10.000 Mark stieg, Pötsch auf ein Schiff zu schleppen, um ihn nach Hamburg oder Bremen zu bringen. Dank sei den Seeleuten, die stets kamen, um die Matrosen zu konstatieren. Einige Seeleute ließen sich leicht beeindrucken und erlaubten uns dann eingehend Bericht. Wir erleben auch, daß sich an Bord zwei Sozialisten aus tatsächlichen Gründen das Vertrauen des Bordrumpführers erworben, für das Pötsch den Vorhau erzielte. Ihn ausfinden und die Bordassistenten der Kontrabande als Betrug zu keinem tatsächlichen Lebensunterhalt überbrachten. Mehrere Male wurde P. des Nachts im Hafenviertel überfallen, konnte sich aber stets in Sicherheit bringen. Belgische Sozialisten hielten auf den deutschen Kameraden ein wachsameres Auge. Bei der Polizei klagte der deutsche Generalkonsul ein halb Dutzendmal den Antrag auf Auslieferung des P. nach Deutschland. Die Anträge wurden alle abgelehnt, da die belgische Regierung dem politischen Flüchtling, der sich ruhig und geistig betrug, keine Aufenthaltsverlängerungen macht. Aber eines Tages war Pötsch doch verschwunden. Die nachforschenden Freunde hielten fest, daß er im Gefängnis sei. Durch die tatsächliche Unterstützung belgischer Sozialisten wurde bald Arbeit geschaffen. — Der deutsche Konsul in Brüssel hatte die belgische Regierung mit dreier Stürmisch belogen, um P. doch zu lassen. Dieser charaktervolle Diplomat hatte den Antrag auf Auslieferung des P. mit der Begründung gestellt, daß P. wegen eines schweren Diebstahls um zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt sei. Glücklicherweise konnte P. durch einwandfreie Papiere seine Unbescholtenheit beweisen. Geradezu im letzten Augenblick kam Pötsch frei. Der Transport nach Deutschland war schon zusammengestellt, als die Bemühungen der belgischen Sozialisten die Regierung veranlaßte, P. zu entlassen.

Schlimmer als ihm im Ausland, ergab es aber seiner Frau im „Dritten Reich“. Die Frau hat wegen der Pflege ihrer alten und kranken Mutter, Deutschland nicht verlassen können. Mit ihrem Mann lebt sie nicht mehr in Verbindung. Um Ruhe zu bekommen vor der Polizei, hat sie die Scheidung beantragt. Eine Möglichkeit, darüber mit dem Mann zu sprechen, hatte die geachtete Frau nicht. Trotzdem wissen wir aus Bremer Polizeifreien, die sich über die Erledigung dieses Falles sehr empören, daß die Frau Pötsch von der Polizei gezwungen wurde, an ihren Mann Briefe zu schreiben, die ihn veranlassen sollten, an die Grenze zu kommen. Der Plan, wie P. dann herübergeschleppt werden sollte, war genau ausgearbeitet. Die Vorladungen zu den Scheidungsterminen wurden ohne Briefumschlag, in offenen Mänteln von Deutschland nach Antwerpen geschickt. Recht finden wir unteren handhaften Freund in der neuen Lage der Expatrierten: eine große Auszeichnung für seine sozialistische Überzeugungsstärke.

50 Pfennig fürs Ant're'ben

„Jeder Betriebsführer kann ... seinen Gewerkschaftsmittelliedern eine besondere Freude machen, wenn er ihnen zu Weihnachten als besondere Anerkennung für die geleistete Jahresarbeit eine ... Reisesparkarte schenkt, da dieses Geschenk schon von 50 Pfennigen an möglich ist ...“

Als einem Aufsat der „Deutschen Arbeitsfront“ an die „Betriebsführer“.

Der Bürgermeister spricht mit dem Wirt und der bringt mir zu essen. Ich schmecke mich der warmen Brühe und der darin schwimmenden Fleischstücke. Aber ich muß essen, will ich meinen Gastgeber nicht beleidigen. Er selbst steht dabei, nötigt mich lächelnd. So sind sie: Haben selbst nichts zu freßen — aber einem Gast geben sie das Vergnügen ...

Nachmittags kommen wir an einem Hause vorbei, darin es hoch hergeht. Eine Musikkapelle spielt und viele Menschen, alte und junge, Frauen und Männer, gehen ein und aus. Mir fällt eine hochschwangerere, magere Frau auf, die sich händeringend an die Umstehenden wendet. In der Stube hängt ein riesiger Kessel, drinnen kocht und brodelt es. An der Wand hängt eine halbe Kuh, die andere Hälfte wurde schon angegessen. Der Gastgeber, betrunken und lärmend, läßt alle Vorbeigehenden zum Festmahls ein. Es ist ein unglücklich trauriges Fest, das hier gefeiert wird, nämlich der Hinzunahme des hochschwangeren Weibes, seiner Frau. Der Mann, ein notorischer Käufer, bekam plötzlich einen Wutanfall, sagte die Frau aus dem Hause und schlachtete die einzige Kuh. Dann ließ er die Dorfmuß holen und spielen und hält nun jeden, der hinaufkommt, frei. Das Ganze ist so sinnlos, so daß ich immer wieder glaube, zu träumen — die gierig essenden Menschen für stümperische Schwem balte und die schlecht spielende Bande im dämmerigen Zimmer jeden Augenblick in nichts zerfließen zu sehen glaube. Aber die Schreie der Schwangeren, die sich nun an ihren Mann klammert, der hinüberdem sie mit Fuhrtritten traktiert, führen mich in den Unsinn dieser Wirklichkeit zurück.

Schließlich entfernen wir uns, der Värm aus dem Haus wird immer schwächer, verflucht schließlich irgendwo im Nebel, der seinen Schleier über das Dorf ausbreitet.

Und wie aus weiter Ferne höre ich die Worte des Bürgermeisters, der mir erzählt, wie vor zwei Jahren am Weihnachtabend die Männer des Dorfes in die Stadt zogen, um die Einstellung der Unterstützungszahlungen zu erzwingen.

„Unsere Leute sind ja so geduldig. Aber wenns wirklich nicht mehr anders geht, dann ziehen sie los und marschieren. Wir haben bei der Regierung um Hilfe angefragt — bis jetzt kam keine Antwort. Eine Zeitlang warten wir noch. Dann werden wir aber einen Hungermarsch machen, wie ihn das Land noch nicht gesehen hat, und den Bürokraten in der Stadt unsere verhungerten Weiber und Kinder vorkühren. Zu verlieren haben wir gar nichts dabei.“

Mein Begleiter spricht ruhig, als ob es sich um die gewöhnliche Sache der Welt handelte. Und doch höre ich aus seinen Worten etwas Trohendes, etwas, das selbst seinen schmerzenden, schwerfälligen Schritten Festigkeit gibt, so, als ob sie bereits der Aufstakt zu dem bevorstehenden Marsche wären. ...

Kindsweihe unterm goldenen Rad

Die Sippe singt sabbernd zur Sonne

Nicht erschrecken! Die „Deutschgläubigen“ sind zwar Heiden, aber Menschen wurden bei der ersten „Namensweihe“ in Berlin nicht geopfert. Professor Hauer, der Führer der Deutschen Glaubensbewegung, war auch nicht in algermanischer Tracht erschienen, sondern im Zivil des zwanzigsten Jahrhunderts. Die übrigen Gäste waren zum großen Teil in nationalsozialistischen Parteiformen. Das Podium prangte in reichem Blumenschmuck. An den Wänden hingen Hakenkreuzfahnen. In der Mitte des Podiums erhebt sich ein hoher Sockel, der in eine Fahne der Deutschen Glaubensbewegung gehüllt ist: blaues Tuch mit einem goldenen Sonnenrad, einer Abwandlung des Hakenkreuzes. Darauf eine flache Opferschale. Vor dem merkwürdigen Sockel ein blumengeschmückter Korb. Im Korb: ein Baby...

Die Anhänger der Deutschen Glaubensbewegung verwerfen das christliche Ritual. Professor Hauer war persönlich erschienen, um dem Akt ein besonderes Gepräge zu geben. Ein Trio: Klavier, Geige, Cello, begann die Es-Dur-Serenade von Haydn zu spielen. Haydn für Heiden?! Doch keine Zeit für Überlegungen! Schon wimmelt es von Menschen, sie umringen das Baby, das nicht „Hurra! ein Junge!“, sondern ein Mädel ist. Jetzt steht der Zeremonienmeister auf dem Sockel und zündet in der Opferschale Feuer an. Wenige Sekunden nur, und Flammen lodern empor: die Weihe kann beginnen. Der Sprecher beginnt mit dem Verspruch in feierlichem Pathos:

Sonnenverwandte
Heilige Flamme
Schlage empor!
Reinheit und Ehre
Sollst du bedeuten,
Leuchtend dem Kinde
Im Dunkel der Nacht.
Brennende Liebe
Sollst du entzünden,
Liebe zur Heimat,
Zu Sippe und Volk!

Eine Sprecherin, sie vertritt die Weiblichkeit, das Mütterlichkeitsprinzip, fährt fort:

... wir stören nicht, wir lassen sich entfalten,
Was keimend und noch bang verschlossen ruht,
Und schau'n mit Andacht, wie sie sich gestalten
Und heftig hin zur Blüte treibt das Blut.

Professor Hauer tritt jetzt vor die brennende Opferschale, um die Weiherede zu halten. „Wir wollen geloben,“ sagt

er, „das zu tun, was wir vermögen, daß dieses Kind heranwache zu der Schar der Erlesenen, daß es werde, was sein Name sagt: Almut, die Edelmütige... Der Geist unserer Ahnen walte über dir! Die Frauen alle, die Germanicus Größe mitgestaltet, helfend seien sie dir nahe! Der ewige Wille des Reiches durchdringe und lenke dich, bis du das Ziel erreichst, das dir bestimmt, zum Heile deines Volkes. Heil dir!“

Der Moment der Aufnahme des Kindes in die Sippe ist gekommen. Der Vater selbst nimmt aus den Händen der Mutter das Kind in Empfang und spricht Weiheworte. Dann erschallt in Versmaß ein Sprechchor:

Sippe sind wir
Neuen Genossen,
Aetren entsprossen.
Sippe! Ich künde
Nordischem Blut!
Gebunden im Biute,
Vom Ahnherrn zum Enkel
Des Ewigen Weg!
Truß dir! Klein-Almut,
Glied in der Kette
Deutscher Geschwister!
Ahnfrau du werde
Starker Geschlechter,
Während der Stolzen
Stolzeste Art!

Alle Anwesenden fallen ein:

Wir sind das deutsche Volk,
Wir sind der Wald, aus dessen Dunkel
Der starken Stämme Kraft zum Lichte ringt.
So nimm dich Deutschland auf in seine Reihen.
Du sollst in uns nur deutsche Brüder finden!
Wir alle stehen zu dir in deiner Not! Dein Leid,
Du sollst es uns und keinem Priester künden!
Zum Schluß meldet sich noch einmal die Sprecherin:
Mein Kind, tritt ein ins Leben,
Es wird dir Sturm und Sonne geben.
Das schwärzeste Gewölk vertreibt ein frischer Wind,
Die Sonne lacht doch stets dem arbeitsunden Kind.
Frei sollst du sein in deinem Handeln,
Kein fremder Geist soll dich verwandeln.
Deutsch liebst du Volk und Heimat, Hof und Stern,
Deutsch sei dein Glaube — nicht aus fremder Fern.
Die deutschen Märchen sollen deine Seele weiten,
Die Großen deines Volkes dich geleiten.

Füppchen berichtet Magda

„Magdalena, schnell die Limonade!
Jottseidank, der Rummel ist vorbei.
Lieber zehnmal BDM-Parade
Als noch einmal diese Bettelrei.“

Also: Wie ich da am Adlon ankam
(Links Gestapo, rechts das Militär)
Und die Menge ziemlich dicht herankam,
Hatt' ich Angst — ich sei zu populär.

Der Chauffeur blieb auch in meiner Nähe,
Die Bereitschaft hatte Hoch-Alarm.
Mein SS-Schutz sprach, wenn er was sähe,
Nähm er mich beizeiten untern Arm.

Und dann kamen die genau Gesiebten
Ganz spontan auf meine Büchse zu
Und sie spendeten, weil sie mich liebten
(Doch legten nachher noch was zu!)

Dann kam ich der Polizei abhandeln,
Weil sie drinnen mich beim Tee geglaubt.
Einer schwär, eh sie mich wieder fanden:
„Juden is det Sammeln nich erlaubt!“

Doch ich ging zu Fuß. Das will was heißen.
Ueber mir stand Bürgermeister Sahm.
Und dann wollte einer — Blumen schmeißen.
(Ob der Werfer wohl von Heermann kam?)

Eine Dame sagte: „Komm mol, Kleener.“
Und ich schaute mich nach meinem Benz,
Als ein Bettler, echter Spree-Athener,
Meinte: „Ihr seid schloffe Konkurrenz!“

Dann hab ich mich schnell hinweggegeben,
Denn es gab Gelächter und Applaus.
Nächstes Jahr (wenn wir es noch erleben)
... ich bleib doch vom Auto aus!“

Henning Luderstadt

Proleten zu Pferde

Die Arbeiter, denen man alle Rechte genommen hat, sollen jetzt ein neues Recht erhalten, nämlich das Recht zu sterben. Das Reiten soll, wie der Pressedienst von „Kraft durch Freude“ meldet, von nun an nicht mehr das Vorrecht des Herrenklubs sein. Bei näherer Überlegung stellt sich allerdings heraus, daß dieses Recht auf das Reiten kein Recht auf Freude, kein Recht auf Leben, sondern nur die Erlaubnis zum Sterben ist.

Denn diese Geschichte mit den Reitfreunden hat einen Hintergrund. Haben wir nicht schon von Leuten des „Systems“ gehört, der Reitsport müsse aufhören, ein Privatluxus zu sein? Ja, der General von Seckert z. B. hat in seinem Buch „Gedanken eines Soldaten“ in diesem Sinne Stellung genommen. Allerdings hat er seine Sache sachlicher verfochten und aus einer militärischen Notwendigkeit keine Sozialisierung des Pferdesports und Befreiung des Arbeiters gemacht. Er sagte damals, schon einige Jahre vor der nationalen Erhebung:

„Es ist durchaus unerwünscht, wenn die Reiter von privater Hilfe abhängig werden, oder wenn das Reiten eine Frage des Geldbeutels wird. Hierzu gehört freilich die Überzeugung, daß der Reitsport kein Privatluxus, sondern ein unentbehrlicher Faktor bei der Ausbildung der Armee ist...“ (S. 133—135.)

Dieser General der „November-Oh!“ war doch ein famoser „Nationalsozialist“! Reitsport hier, Reitsport dort, es ist nichts weiter als die Militarisierung des Volkes. Jeder darf sterben!

Aber hat das Pferd militärisch nicht ausgespielt, nachdem die Heere motorisiert werden? Gehört die Kavallerie nicht der Vergangenheit an? Gewiß, die Zeit der Verwendung großer, geschlossener Kavalleriekörper ist vorbei, aber im neuen Heeressystem fallen der Kavallerie neue Funktionen zu. Das Prinzip moderner Kriegsführung ist schnelle und plötzliche Entscheidungsschlacht. Bewegung ist Sieg! Den Motorfahrzeugen stehen da gewisse Schwierigkeiten entgegen. Gut ausgebaute Straßennetze, sichere Brücken, nicht zu große Höhen, Möglichkeit der Oelzufuhr usw. sind Voraussetzungen, an die das Motorfahrzeug gebunden ist. Der Tank ohne Oel ist wertlos, Pferde aber sind sehr leicht zu ernähren, weil sie außerordentlich genügsam sind. Pferde sind also militärisch notwendig. In technisch und industriell weniger entwickelten Ländern spielen sie eine ganz besondere Rolle. Trotzki sieht den schwachen Punkt in der Versorgung der Roten Armee gegenwärtig im Mangel an Pferden. „Wie zu Napoleons Zeiten braucht die Armee auch heute noch für je drei Soldaten ein Pferd.“

Die moderne Kavallerie erfordert sehr qualifizierte Menschen, weil der Kavallerist eine Art Infanterist zu Pferde ist und darum sehr vielseitig ausgebildet werden muß. Darum suchen sie den Arbeiter!

Wohlauf Proleten, aufs Pferd aufs Pferd!
Ihr seid des Herrenklubs Erben,
Er hat sich vom Reiten abgekehrt,
Denn ihr seid besser zum Sterben!

Abet Schiller!

„Ein Wesenszug begegnet uns zunächst, worin wir dem heutigen Schiller wesentlich fern stehen: Es ist seine scharfe Trennung der geistig-willensgemäßen und der sinnlich-triebhaften Natur des Menschen und die damit verbundene Hochwertung des Geistig-Vernunftgemäßen.“

Aus „Schiller und die Gegenwart“ von Walter Linden in der Zeitschrift für „Deutsche Freiheit“

Ein Palestina - Buch

Erich Gottgetreu. Das Land der Söhne. Palästina nahe gerückt. Verlag der Buchhandlung Richard Lanyi, Wien.

Erich Gottgetreu ist den Lesern der „Deutschen Freiheit“ kein Fremder. Manche der in seinem Buch gegebenen Schilderungen aus dem Land zwischen Euphrat und Tigris sind hier bereits abgedruckt worden. Jetzt hat er seine zahlreichen Feuilletons, in denen er seine Eindrücke vom Heiligen Lande wiedergibt, zusammengefaßt zu einem Buch, für das ihm alle dankbar sein müssen, deren Sehnsucht heute über Berge und Meere zu den jüdischen Brüdern und Schwestern hinwandert, denen blindwütender Rassenhaß die deutsche Heimat geraubt hat, und die nun die alte, angestammte Heimat wiedergefunden haben, die ihre Väter einst verließen als Pioniere einer Lehre, die die Welt eroberte, und in die die Söhne heute zurückkehren, um „als freies Volk auf freiem Boden“ zu leben.

Erich Gottgetreu ist ein Plastiker, der aus Worten ein packendes, hineißendes Kunstwerk formt. Wir folgen ihm, dem Palästinawanderer, vom Berliner Kurfürstendamm bis zu seiner ersten Raststätte in Palästina, der alten Siedlung En-Harod. Wir erleben mit ihm Erez Jisrael, das Land der Väter, das nun das Land der Söhne werden soll. Wir folgen ihm auf seinen Streifzügen durch das Land, und mit jeder Seite, die wir in dem Buche blättern, werden wir heimischer in dem Lande, werden uns die Gestalten vertrauter, die es beleben. Wir sehen sie vor uns, die jugendlichen Einwanderer, die im Schweiß ihres Angesichts den Boden bestellen,

und deren Traum es noch vor kurzer Zeit war, nach bestandenen Abiturium die Universität zu beziehen; Ärzte, Rechtsanwälte, Kaufleute, die vielleicht zuvor nie eine Sichel oder einen Pflug betrachtet haben, bewähren sich als tapfere, landwirtschaftliche Arbeiter. Die Orangenernte ist in vollem Gang. Es fehlt an Arbeitskräften. Da kommt es zur „Revolte auf der Schulbank“, die Schulklassen leeren sich, ebenso wie Maurer, Schuster und Schneider bewährt sich die Schuljugend bei der Erntearbeit. Ein Singen und Klagen geht durch das ganze Buch, das wir nicht aus der Hand legen, bevor wir das letzte Blatt gelesen haben. Auf diesem letzten Blatt wird uns erzählt, wie man in Haifa das Wochenfest, das Fest der Erstlinge, feiert.

„Auf einer Tribüne am Ende der Herz-Strasse steht Ussischkin, der Präsident des Keren-Kajemeth. Abgesandte der Kolonien bringen dem verehrten Bodenvater des Landes die Frucht der Arbeit dar wie vor Jahrtausenden ihre Ahnen den Zehnten dem Priester...“

Jetzt singen sie die Hatikwah. Und die nächste Minute weht einen Schleier über die lärmende Straße: Ussischkin spricht. Eine Taube hält er in der Hand:

„In vielen Farben schimmert das jüdische Volk wie diese Taube. Frei, ganz frei zu sein, sehnt sich das jüdische Volk wie diese Taube... Es wird frei sein wie diese friedliche Taube.“ — — —

Und da fliegt der Vogel hoch — über die jubelnde Menge — — — die Blicke folgen ihm — — — aber jetzt sehen wir nur noch den Himmel.“

„Herz“ entdecken. Fernerhin würden dann restlos Betrugene nicht vergeblich zum Aufstehen aufgefordert werden müssen, denn um solche handelt es sich meist, die sich davor weigern. Das sei einmal schärfstens betont, vor allen Dingen Lesern ausländischer Zeitungen gegenüber, die die Notwendigkeit von Erlassen über „Aufstehen beim Erklingen der Nationalhymne“ nie begreifen werden! Also: Das Deutschlandlied und das Horst-Wessel-Lied gehören nicht in Gaststätten.

Im Anschluß hieran sei ein Ereignis gestreift, das man vor einigen Tagen in Berlin erleben konnte. Ein Kammermusik-Quartett spielte die „Kaiservariationen“ von Haydn, die bekanntlich das Deutschlandlied zum Thema haben. Beim Erklingen der ersten Takte erhoben sich ganze Reihen von Anwesenden und schimpften auf die Sigengebliebenen. Die Sigengebliebenen spöttelten über die Stehenden, es waren mehr als peinliche Minuten, wobei betont werden muß, daß sich das alles unter Menschen abspielte, die zur „Elite“ gehören wollen.

Man erspare uns künftig derartige Vorgänge. Die „Kaiservariationen“ sind ein Kammermusikwerk, das man sich ohne Gewissensbisse im Sigen anhören darf! Es wird gebeten, hier etwas aufklärend zu wirken. Mit 150 Prozent geht es ebensowenig wie mit 5 Prozent!

Das Heiligste wird entweicht

Mehr als peinliche Minuten...

Aus der „Westfälischen Landeszeitung“ vom 7. Dezember: „Es ist beschämend, daß immer noch Verhaltensmaßregeln erlassen werden müssen, daß jeder Deutsche beim Erklingen der Nationalhymne oder des Horst-Wessel-Liedes sich von seinem Platz zu erheben hat. In den meisten Fällen werden Verstöße gegen dieses selbstverständliche Gebot in Wirtschaftsbetrieben, und das zwingt zu energischer Stellungnahme. Im Wirtshaus haben diese beiden Hymnen überhaupt nichts zu suchen! Hier wünschen sie häufig in „Stimmung“ geratene Gäste, und das allein sollte einen Gaststättenbesitzer von sich aus bestimmen, seine Musiker vom Spielen der geforderten Lieder abzuhalten. Den Gästen gegenüber ist hierbei nicht einmal Mut zu beweisen, sondern etwas Takt dürfte genügen, ihren „Patriotismus“ zu dämpfen. Es ist falsch verstandene Vaterlandsliebe, wenn man vor mehr oder minder trunkenen Hörern diese Weisen erklingen läßt, sie sind schließlich das Heiligste, was wir Deutschen im Lied haben.“

Ein Vorgehen gegen die erwähnte Geschmackslosigkeit würde zudem die Scham ersparen, daß torkelnde Bierbankpolitiker schwankend aufstehen und möglichst mit erhobenen Biertöpfen in der Hand in unebeltem Zustand ihr

„Preußischer Kommiß“

Soldatengeschichten / von August Winnig

August Winnig, der Verfasser der vor dem Kriege erschienenen Schrift „Preußischer Kommiß“, ist heute glühender Nationalsozialist. Er dient der braunen Sache in Wort und Schrift, unter Preisgabe seiner Vergangenheit. Einst, als junger Proletarier, war er zum Sozialismus und zur Sozialdemokratie gekommen, bewegt von den hohen Gedanken der Freiheit und der Menschenrechte. Es gelang ihm, im freigewerkschaftlichen Bauarbeiterverband einen führenden Posten zu gewinnen. Nach der Umwälzung von 1918 wurde er Oberpräsident in Ostpreußen, damals freilich schon in seinem alten Bekenntnis zögernd und schwankend. Sein politisches Ende in der Republik führte der Kapp-Putsch vom März 1920 herbei. Es erwies sich, daß er der zweideutigen Haltung der Reichswehrkommandeure in jenen kritischen Tagen Vor-schub geleistet hatte.

Dann rutschte August Winnig immer weiter nach rechts. Er wurde der Vertrauensmann Hugenbergs und Stinnes, für deren Blätter er seine linke Feder in Bewegung setzte. Heute ist er einer von den 110-Prozentigen: wildester Nationalsozialist, begeisterter Militarist und nationalsozialistischer Schriftleiter. Sein Buch „Preußischer Kommiß“ hat er längst verleugnet, weil es die denkbar schärfste Anklage des militaristischen Kadavergehorsams darstellt, zu dessen Anbetern er heute gehört. Ein Grund mehr für uns, unseren Lesern einige Kapitel aus dem Buche August Winnig vorzulegen.

1. Fortsetzung

Das Reservebild

Das war nun nicht sehr schlimm. Leute, die Bescheid wissen, erlangen bald eine große Virtuosität in einer gewissen passiven Resistenz. Man führt jedes Kommando aus, aber in einem Tempo, das den Zweck der Quälerei zum guten Teil vereitelt. Die Hauptsache ist dabei, daß man die Ruhe nicht verliert und sich durch kein Toben beirren läßt. Viel kommt dabei auf die Flügelleute an; bleiben sie fest, dann geht es gut und die Mannschaften haben das Exerzieren länger aus, als der Vorgesetzte das Kommandieren. Wir konnten uns in dieser Hinsicht nicht beklagen. Um diesen solidarischen Trost, der den Militärs aller Grade wohlbekannt ist, zu brechen, verheißt man wenigstens denen, die sich nach Herzenslust ausspannen lassen, die Befreiung vom Exerzieren. Bei jungen Soldaten hat das Mittel fast immer Erfolg, bei uns war jedoch damit nichts zu erreichen. Dieses erste Rennen hielt ein an chronischer Syphilis leidender Offizier ab, der erst vor wenigen Wochen von der zwölften Kompanie zu uns gekommen war. Als er nach einer Stunde einsah, daß er uns nicht warm bekam, rief er verzweifelt mit seiner ekelhaften Füstelstimme, die das Schärpen einer Säge nachzualmen schien: „Herrgott, wenn ich die Kerls von der Zwölften so genommen hätte, dann hinge ihnen die Zunge aus dem Dalse, und diese sind noch nicht einmal rot im Gesicht! Rücken Sie mit der Gesellschaft ein!“

So stolz sind selbst Napoleons Garden am Tage nach Austerlitz nicht marschiert, wie wir einherzogen, als wir auf den Kasernenhof rückten, wo natürlich alle Fenster besetzt waren, um unsere Haltung zu mustern; denn die Kunde von dem über uns hereingebrochenen Strafgericht hatte längst das ganze Regiment durchlaufen.

Unsere Stimmung war darum auch durchaus nicht gedrückt. Im Gegenteil. Wir fühlten uns gehoben, weil wir unsere Absicht durchgesetzt und uns auch nicht von der Strafe hatten niederzwingen lassen. Mit den anderen von unserem Jahrgang brachen wir ohne Verabredung jeden kameradschaftlichen Verkehr ab, sie waren für uns Streikbrecher und wurden als solche behandelt. Einer von uns, der des Englischen mächtig war, taufte sie Scabs, und diesen Namen behielten sie, obwohl viele von uns nicht wollten, was das Wort bedeutete.

Solange der reguläre Dienst nicht besonders schwer war, focht uns das Reservistenexerzieren wenig an. Wir amüsierten uns oft gottvoll dabei, wenn wir die Vorgesetzten in Wut brachten, und diese Freude half uns über manches andere hinweg. Aber allmählich wurde uns die ewige Exerziererei doch etwas langweilig. Kritisch wurde die Situation an einem Vormittage, als wir von fünf Uhr früh ab eine große Übung in sandigem Gelände gehabt hatten. An diesem Tage herrschte eine fürchterliche schwüle Hitze, und dabei waren wir, vom Gefecht abgesehen, reichlich fünfundzwanzig Kilometer marschiert. Einige Leute waren auf dem Rückmarsch liegen geblieben, darunter auch ein Mann von uns, ein schwächlicher Bursche, der meines Erachtens an Neurasthenie litt. Als wir aufs äußerste erschöpft vor der Kaserne anlangten, glaubten wir nicht, daß man uns noch exerzieren lassen würde. Aber wir hatten uns getäuscht.

Hohelachend ritt der Hauptmann die Front entlang. „Diesen schönen Tag wollen wir nicht ungenützt vorüber gehen lassen!“ rief er den Offizieren und Unteroffizieren zu. Sind die Herren Reservisten noch niemals warm geworden, so sollen sie heute wenigstens mal schwitzen. Die Herren sind entlassen.“ grüßte er zu den Offizieren hinüber, „ich werde mir die Bande mal selbst vornehmen.“

In diesem Augenblick kam der Neurastheniker auf dem Hofe an; er wurde von zwei Leuten geführt, sah aber doch wieder etwas gekräftigt aus.

„Ah!“ rief der Hauptmann, „das engbrüstige Aas dort tritt gleich wieder mit ein, dem soll es auch nicht geschenkt werden!“

Man konnte dem Alten manches verzeihen, denn sein ganzes Wesen war bei aller Grobheit doch mehr komisch als schlecht. Aber dieser Streich empörte uns alle. Das war keine brutale Ausnützung der Disziplinarstrafgewalt mehr, das war gemeine, perfide Rachsucht.

Wir marschierten hinaus auf die Esplanade und exerzierten. Der Neurastheniker mußte allerdings bald wieder zurückgebracht werden, denn er blieb beim ersten Laufschrift liegen.

Dieses letzte Exerzieren regte uns alle fürchtbar auf. Aber wie wollten wir der Quälerei entrinnen? Wir besprachen die verschiedensten Mittel: Einige schlugen einen anonymen Brief an den kommandierenden General vor. Der Vorschlag konnte aber nicht angenommen werden, denn der Briefschreiber wäre leicht unter uns entdeckt worden. An eine Abbitte mochten wohl einige denken, aber keiner wagte es, sie vorzuschlagen, wir wären auch nicht darauf ein-

gegangen. So quälten wir uns einige Tage hin. Der Hohn der „Scabs“ wurde immer dreister, und wir waren bald zu schwach, ihn abzuwehren, aber noch stark genug, einigen, den frechsten von ihnen, das Fell zu zerhen. Doch ein Ende des Exerzierens war dadurch auch nicht zu erreichen.

Eines Nachmittags saß ich in der Schreibstube und blätterte im Parolebuch vom vorigen Jahre. Mein Blick glitt über die unendlichen „Befehle“ und blieb schließlich auf einer Stelle haften, wo von dem Begräbnis eines auf dem Tanzboden erstochenen Mannes aus unserer Kompanie die Rede war. Wir hatten ihn alle gern gehabt und sein Tod hatte uns leid getan. Ich sah aufs Datum und ein Gedanke durchfuhr mich. Ich warf noch einen Blick auf den Kalender und dann lief ich zur Stube hinaus nach dem oberen Korridor, wo mein Busenfreund Seele auf der Handwerkerbude hauste. Ich hatte einen Plan und teilte ihm den mit.

„Junge, das ist ein Gedanke!“ rief er erfreut aus. „Das müssen wir machen! Aber daß Du von keinem Scab Geld dazu annimmst!“

„Sei ohne Sorge.“

Das war an einem Donnerstag oder Freitag. Noch am selben Abend ging ich zur Stadt und machte die nötigen Bestellungen.

Am folgenden Sonntagmorgen hat ich den Feldweibel um die Erlaubnis, in die Stadt gehen zu dürfen. Er hatte selbstverständlich nichts dagegen. Als ich zurückkam, trug ich einen mäßig großen Kranz von Lorbeer und Vergißmeinnicht mit weißer Schleife. Vor dem Kompanierevier waren die Mannschaften zum „Ausgehappell“ angetreten, der Alte fuhrwerkte schimpfend wie immer dazwischen herum. Ich ging stolz vorbei und grüßte.

Der Alte rief mich an und winkte.

Ich ging hin zu ihm.

„Was ist das für ein Kranz?“

Der Feldweibel wollte dazwischen reden, aber ich kam ihm zuvor.

„Ein Abschiedskranz für unseren Kameraden Wolfert; es ist morgen gerade ein Jahr, daß er erstochen wurde.“

„So, stimmt das?“

Der verblüffte Feldweibel riß die Brieftasche, das übliche Hilfsmittel in allen Verlegenheiten, heraus und blätterte darin herum.

„Jawohl, Herr Hauptmann,“ sagte ich; „es war am 21. Juli und morgen ist der Einundzwanzigste.“

„So? Aber warum haben Sie das nicht gesagt, dann hätten wir doch von der Kompanie etwas tun können?“

„Wir wagten es nicht, Herr Hauptmann, weil nur alle die Geld dazu beigesteuert haben, die auf dem Gruppenbilde sind.“

„Ach was! Hätten Sie doch ruhig sagen können! Aufschließen und im Kreise um mich herum treten!“

Nun kam die Entscheidung.

„Also ich werde eben daran erinnert, daß es morgen gerade ein Jahr her ist, daß unser braver Kamerad Wolfert von der polnischen Saubande erstochen worden ist. Na, die Rekruten wissen es ja nicht, sie mögen es sich von den alten Leuten erzählen lassen. Nun haben sich schon einige Leute gefunden, die diesen Tag in schlichter Weise feiern wollen, oder die dieses traurigen Tages gedenken und auch unseren Kameraden ehren wollen. Jawohl! Ich freue mich darüber, und das ist hübsch von ihnen. Das ist schön und ist rechte Kameradschaft und zeugt von gutem Charakter, der in der Kompanie ist. Das soll auch so sein. Jawohl, das soll auch so sein. Nun wäre es mir aber noch lieber gewesen, wenn diejenigen, die die Sache angeregt haben, mich vorher davon benachrichtigt hätten, dann wäre der Kranz aus Kompaniemitteln bezahlt worden. Sie haben es aber nicht getan, weil sie annehmen, ich würde nichts davon wissen wollen, weil sie zufällig zu den Leuten gehören, die dadurch einen Makel auf die Kompanie warfen, jawohl, einen Makel auf die Kompanie warfen, daß sie ihr Reservebild ohne Chargen herstellen ließen. Das war ein Irrtum. Ich trage nicht nach, das weiß jeder Mann, der unter mir gedient hat. Ich bin kein Mensch, der einen Aerger nicht wieder vergessen kann. Und weil ich das nicht bin und nicht sein will, so mache ich heute einen Strich durch das Reservistenexerzieren. Wir wollen es damit genug sein lassen. Also das mit dem Kranz ist gut und der wird nachher niedergelegt werden. Da kann jeder mitgehen, den sein Herz dazu treibt. Und dann will ich noch davor warnen, daß sich keiner besüßt, denn wen ich dabei fasse, den sperre ich rettungslos drei Tage ein. Jawohl, so was soll nicht sein. Wegtreten!“

So arbeitet das Menschengeschlecht umsonst und vergebens immer mit Mühe und verzehret in nichtigen Sorgen das Leben. Weil es nämlich nicht weiß, der Habsucht Grenze zu setzen, Gänzlich verkennet, wie weit das wahre Vergnügen erwachse. Dies hat allgemach in ein Meer das Leben getrieben. Hat vom Grunde herauf erregt die Wogen der Zwietracht.

Titus Lucretius Carus

Die Kompanie stob auseinander und im Weggehen sagte Seele zu mir: „Junge, nun sieh Dir doch bloß mal solchen Knappen an: jetzt ist der Wolfert ein braver Kamerad und wie hat er den hochgenommen und geschimpft, weil er die Knie nicht durchdrücken konnte!“

„Hast recht, Seele; hier muß man erst tot sein, um geduldet zu werden. Aber laß sein, wir freuen uns, daß wir dem Wolfert einen Kranz aufs Grab legen und nebenbei den Alten so schön bedimpelt haben.“

So ist unser Reservebild zustande gekommen und darum freue ich mich heute noch, wenn ich es ansehe. Wie auf allen anderen Reservebildern steht darauf: „Wir waren einig wie Brüder!“ Aber auf unserem Bild ist das keine konventionelle Lüge.

Grenadier Gimm

Eigentlich hieß er ganz anders, aber wir nannten ihn Gimm. Das Wort war, glaube ich, schon aufgekommen, als wir die ersten Uniformstücke verpaßten. Welche Bedeutung es hatte, weiß ich nicht und hat wohl niemand richtig gewußt. Aber das ist mir noch sehr gut erinnerlich, daß Gimm bei der Einkleidung ein Paar schlechte Stiefel zum Fenster hinaus in den Wallgraben warf, um sich neue geben zu lassen, und daß er in den ersten fünf oder sechs Tagen der Held unserer Gespräche war. Denn er war so bockbeinig und gab lachend so dummdreiste Antworten, daß die alten Leute ganz entsetzt waren. Zudem machte er hinter dem Rücken des Unteroffiziers Männchen und trieb andere Faxen, die immer die Lacher auf seine Seite brachten.

Gimm war aber kein Bösewicht. Ein fröhlicher, unglaublich naiver Bauernjunge von der holsteinischen Westküste war er, mit frischen vollen Backen und wasserblauen Augen, aus denen auch schlechte Menschenkenner die harmlose Schalkhaftigkeit hervorleuchten sahen. Seinem hübschen Gesicht stand eine Falte um die Mundwinkel recht gut, weil sie andeutete, daß Gimm sehr gern lachte; und seine Fröhlichkeit war von der Art, daß er auch andere Leute damit zum Lachen bringen konnte. Aber er hatte auch gut fröhlich sein; seine Eltern besaßen ein schönes Marschgut und er war der einzige Sohn. Hunger hatte er jedenfalls in seinem ganzen Leben noch nicht gelitten. Seine Glieder waren stark und von einem schönen Fleischpolster ummantelt. Da ich keine Fotografie von ihm geben will, so mögen diese Andeutungen genügen.

Obwohl Gimm beim ersten Sonntagsappell wegen seiner Haltung gelobt worden war, hatte man ihn doch bald in seinen unsoldatischen Eigenschaften erkannt, wie träge, nachlässig, begriffsstutzig er war. Dumm war er nicht, wie schon sein Streich beim Verpassen der Stiefel gezeigt hatte; er wollte manchmal ganz gut, was ihm frömmte; aber er litt an einer auffallenden Energielosigkeit, die man an einem Bauern, der er doch später sein sollte, als prächtiges Phlegma bewundert haben würde, die man aber in der Kaserne als Faulheit und Dickfelligkeit bezeichnete. Das ist das Unglück: Die menschlichen Eigenschaften haben eben nicht überall den gleichen Kurswert.

Gimm war bald der bekannteste Mann der Kompanie geworden. Nach vier Wochen, als wir noch lange nicht alle einander kannten, war Gimm schon eine Berühmtheit. Zeitweilig schien es, als sollte uns alle ein Strahl davon treffen; wenn uns Leute von den anderen Kompanien sahen, so riefen sie uns unterschiedslos: „Gimm! Gimm!“ zu. Das hörte aber bald wieder auf.

Kurz vor Weihnachten zog Gimm die Aufmerksamkeit der höheren Vorgesetzten auf sich, als wir Parademarsch übten. Der Oberst rief uns zu, wir sollten die Unterschenkel kräftiger herausbringen. Wir bemühten uns, seinen Wunsch zu erfüllen und strampelten ganz barbarisch drauflos. Auch Gimm tat das, ohne daran zu denken, daß seine klumpenfüße ihn gezwungen hatten, viel zu große Stiefel anzuziehen. Das wurde ihm jetzt zum Unglück. Denn als wir eben bei dem seitwärts stehenden Oberst angelangt waren, flog einer seiner Stiefel sechs Schritte vor die Front. Die bis dahin zufriedene Miene des Obersten legte sich in entrüstete Falten, der Major schüttelte mißbilligend zum Hauptmann hin den Kopf, und dieser kam spornstreichs auf Gimm zugehauen, der harfuß zwischen uns forthumpelte und Tritt und Richtung verlor.

„Die Fünfte zurück, marsch! marsch!“ rief der Major. Wir liefen zurück und ließen Gimm mit dem Hauptmann allein. Major und Oberst besahen mit wichtiger Miene den aller Subordination baren Stiefel und den braven Gimm, verlangten den Kammerunteroffizier zu sprechen und taten allerlei, was den heiteren Vorfall für Gimm höchst betrüblich machte.

Natürlich war dadurch bei den Vorgesetzten aller Grade ihr ohnehin schon reges Interesse für den guten Gimm noch geschärft worden, und, wie man gestehen muß, nicht zu seinem Vorteil.

Aber als Weihnachten herankam, erhielt Gimm doch noch Urlaub. Zu anderer Zeit wäre wohl nicht geschahen; aber da es nun einmal Brauch ist, daß die Mannschaften zu diesen Feste einige kleine Geschenke aus den Uberschüssen der Beköstigungsgelder erhalten, so ist man beim Weihnachtsurlaub etwas weitherziger als sonst, weil dadurch die Geschichte billiger wird, und darum gelang es auch Gimm, fortzukommen.

Als der Urlaub abgelaufen war, war alles zurück, nur Gimm nicht. Der Hauptmann raste, als er erfuhr, daß dieser fehlte, und klagte seine Gutmütigkeit, noch mehr aber den Feldweibel an, der Gimm Urlaubsgesuch unterstützt hatte. Er schwur hoch und teuer, daß Gimm niemals wieder auch nur eine Stunde Urlaub bekommen sollte, und er hat diesen Schwur — eine Seltenheit — gehalten. Man schickte die üblichen Telegramme los, an den Gemeindevorstand von Langenkoog, Gimm's Heimat, an d. Bezirkskommando und an was weiß ich für p. t. Behörden. Das war aber Verschwendung gewesen, denn am selben Abend traf Gimm mit reichlichem Handgepäck wieder ein.

Praktische Solidarität

In diesem Sommer haben die Schweizer Sozialdemokraten von der Arbeiter-Kinderhilfe 204 Kinder von deutschen Flüchtlingen aus Paris zu sich eingeladen, um ihnen nach den Erlebnissen der Flucht und den Leiden der Emigration eine Zeit der Erholung und des Ausruhens zu geben, in der sie sich satt essen und in Ruhe und Sonne kräftigen können. Meist wollten die Genossen die Kleinen noch länger als zwei Monate bei sich behalten aber die Behörden ließen es nicht zu. Nun sind die Kinder wieder in Paris. Die Sorgen der Eltern haben ihr langes Leben wieder hart erlitten. Ein Flüchtling ist schwer erkrankt und ins Krankenhaus zu einer gefährlichen Operation, da erhält die Familie noch den Anweisungsbefehl. Als das älteste der beiden Kinder, ein vierzehnjähriges Mädchen, ihr Schicksal den Schweizer Genossen beschrieb, schickte sie sofort eine Einladung an beide Kinder, die ein so hartes Mitgefühl zeigt, daß wir sie in Wortlaut hier mitteilen möchten.

Wir haben Ihren Brief erhalten und empfinden wirklich tiefes Mitleid für so viel Unglück, das sie auf einmal betroffen hat. Wir haben eine wahre Würde auf ein solches Regime. Das heute in Deutschland am Rande ist und das es fertig bringt, auf so viele unschuldige Familien derart Unglück zu bringen. Es scheint uns begreiflich, daß man da oft verzweifeln möchte. Am meisten sind natürlich die Kinder zu bedauern, die kaum die Zusammenhänge zu erfassen vermögen, welche sie zwingen, derart Not zu leiden und zu sterben. Es muß heute aber in Deutschland selbst auch schrecklich sein. Die Lebenshaltung hat sich unheimlich verteuert und die Leute begehen einander mit so viel Mißtrauen, daß man es nicht begreifen kann. Mein Bruder war kürzlich in Brügge und hat erzählt, auf der ganzen Reise zwischen Brügge und Gner sei im Zuge kein Wort gesprochen worden. Jeder mißtraute dem anderen und da fühlte man sich im Zuge wie in einer Kirche. Auch hat er konstatiert, wie das Leben in Deutschland teurer geworden ist. Er kennt die Verhältnisse draußen sehr gut. Er hat 7 Jahre dort gearbeitet und war mit Ausnahme von Danzig und Dänemark in allen Gegenden des Reiches von Oberhessen bis Bremen und vom Schwarzwald bis nach Hamburg gut bekannt. — Nach dem Attentat von Marielle war eine unerhörte

Emigration und Ausländerhete in Frankreich zu erwarten. Ich denke mir, der Umstand, daß Ihnen der weitere Aufenthalt in Frankreich verweigert wird sei eine Folge dieser Hete. Wir ist wirklich unbegreiflich, wie für diese Vorkommnisse jedesmal die Ärmsten und Unschuldigen unter der Menschheit verantwortlich gemacht werden und dafür büßen sollen.

So unangenehm auch der Gedanke ist, aber ich finde, jetzt, wo Sie gezwungen sind, ein neues Ziel zu suchen, seien Ihnen die Kinder fast ein Hindernis. Wir wären bereit, Ihren Vorbehalt sofort wieder bei uns aufzunehmen und Gatt könnte auch wieder zu Fräulein H. kommen. Beide müßten dann hier zur Schule. Wir haben hier ausgezeichnete Schulen, die sich mit denen in der Großstadt messen können. — Ich hoffe ja immer, auch über Deutschland werde wieder einmal die Sonne der Freiheit aufgehen und daß Sie einmal, ohne Gefahr für Ihr Leben, in die Heimat zurückkehren können. Aber bis es soweit ist, wer weiß, was uns alles wartet. Momentan sollte aber eine Lösung gesucht werden, die Ihnen über die größten Schwierigkeiten hinweghilft, und da glaube ich doch, es müßte Ihnen schon eine Erleichterung sein, wenn wenigstens die Kinder einweilen in sicherer Obhut wären. Bei uns hat Norbert ja genug zu essen und mit unseren zwei Buben verträgt er sich gut. Auch die Großeltern haben gesagt, er solle wieder hierher kommen, da auch sie ihn gerne hätten. Wegen der Reisekosten brauchen Sie sich keine Gedanken zu machen, wir würden die Reise bezahlen. In Bern würde ich die Kinder an der Bahn abholen. Wenn Sie dann eine neue und bessere Unterkunft gefunden haben, können die Kinder wieder zu Ihnen zurückkehren. Gottlob geht es uns noch besser in der Schweiz und wir verteidigen auch stets unsere Rechte und Freiheiten. Daß es uns bisher gelungen ist, das Aufkommen solcher mittelalterlicher Zustände zu verhindern, ist es wohl wert, dagegen für ein armes, unschuldiges Kind etwas zu tun.

An der Selbstlosigkeit und dem feinen Takt, mit denen hier den verzweifelnden Eltern brüderliche Hilfe angeboten wird, könnten sich heute manche Organisationen ein Beispiel nehmen. Diese Worte verständiger Teilnahme sind wirklich eine Erleichterung in der schwierigen Lage dieser Emigranten. W. A. Krafft.

Wie ist's mit der Rassenmischehe?

Eine interessante Gerichtsentscheidung

Eine für arisch-nichtarische Mischehen wichtige Entscheidung hat, wie die Zeitschrift für Rechtspflege in Bayern in Nr. 22 mittelt, das Bayerische Oberste Landesgericht getroffen. Ein Witwer, der aus seiner ersten Ehe eine minderjährige Tochter besitzt, heiratete im Juni vorigen Jahres eine Jüdin, die aber zur protestantischen Kirche übergetreten war. Das städtische Jugendamt A. beantragte beim Vormundschaftsgericht, dem Vater das Sorgerecht für seine Tochter zu entziehen; er habe durch seine Verheiratung mit einer nichtarischen Frau gegen seine Pflicht verstoßen, seinem deutschen Kinde die Erziehung durch eine deutsche Mutter angedeihen zu lassen. Durch seine Heirat — so wurde gesagt — habe er sich offenkundig gegen die Grundlage des nationalsozialistischen Staates gestellt.

Das Amtsgericht und das Landgericht wiesen das Jugendamt mit seinem Antrag ab, und dieses beschwerte sich nun beim Obersten Landesgericht. Es begründete seinen Antrag, dem Vater das Sorgerecht für seine Tochter, zum mindesten aber die Befugnis der Aufenthaltsbestimmung zu entziehen, damit, daß die Vorberichter nur den äußeren, nicht den inneren Tatbestand des § 1666 BGB. berücksichtigt hätten. Die feierliche Lage des nunmehr zur Familiengemeinschaft mit einer Jüdin gezwungenen Kindes, dem die deutsche Erziehung in einem deutschen Hause vorenthalten bleibe, sei außer acht gelassen worden; der dauernde und zwangsartige Einfluß der jüdischen Stiefmutter müsse zur feierlichen Verkümmern des Kindes führen. Wer beim heutigen Gemeingut an Wissen über die Judenfrage eine Jüdin heirate, handle unethisch und gefährde hierdurch feierlich seine ererblichen arischen Kinder.

Das Oberste Landesgericht erklärte demgegenüber die Beschwerde des Jugendamtes für unbegründet. Allerdings verstoße die Verheiratung eines Ariers mit einer Nichtarierin gegen den staatl. Hals maßgebend anerkannten Grundsatz der rassenspezifischen Reinheit des Blutes; die aus einer solchen Ehe entspringenden Kinder bildeten nach der herrschenden Anschauung als nicht rein-

rasig, als Mischlinge, keinen erwünschten Bevölkerungszuwachs. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachte der nationalsozialistische Staat die Heiratung eines arischen Volksgenossen mit einer Nichtarierin, wenn er sie auch nicht verbiete, immerhin als Verletzung einer vaterländischen Pflicht, als sittenwidrig. Dagegen werde die Reinheit des Blutes der vorhandenen arischen Kinder durch die Heirat nicht gefährdet. Zwar werde die Tatsache des Eintrittes einer Nichtarierin in den Verband der arischen Familie von den Angehörigen häufig als unangenehm oder selbst als verlegend empfunden werden; sie werde auf die Beziehungen innerhalb der Familie oft nicht gütlich einwirken. Aber die Frage, inwieweit sich die Nichtarierin in den arischen Familienverband einfügen und ihren Pflichten gegenüber den Angehörigen ihres arischen Ehemannes, vor allem gegenüber seinen ererblichen Kindern nachzukommen verhalte werde hauptsächlich von ihrer Persönlichkeit abhängen. Ein allgemeiner Satz, wonach bei einer nichtarischen Stiefmutter eine Erziehung der arischen Kinder ihres arischen Vaters zu unständigen Menschen und guten Volksgenossen unmöglich sei, lasse sich nicht aufstellen. Man werde sich von Fall zu Fall ein Urteil bilden müssen. Im gegebenen Falle hätten die Vorberichter aus ihren Ermittlungen den Eindruck gewonnen, daß die Persönlichkeit der Stiefmutter, auch wenn sie Nichtarierin sei, keinen hinreichenden Anlaß zu der Verführung gebe, sie werde das geistige oder seelische Wohl der zwölfjährigen Tochter gefährden. Wenn die Vorberichter zu der Anschauung gelangt seien, daß die Stiefmutter das von ihr vorzüglich gepflegte und mit Liebe an ihr hängende Kind nicht in einem unethischen Sinne beeinflussen, und daß der Vater, der sich im Kriege als besonders tapferer Soldat bewährt habe, zusammen mit der Schule das vaterländische Empfinden in der Seele des Kindes ungeschwächt zu erhalten wissen werde, so handle es sich hier um Erwägungen, die auf dem Gebiet des einer Nachprüfung durch das Revisionsgericht entzogenen richterlichen Ermessens lägen.

Die Kosten des Verfahrens wurde der Stadtgemeinde A. auferlegt.

Orient und Okzident

Kolonialfragen im nordöstlichen Afrika

Der König von Italien hat in Begleitung des Kolonialministers eine Reise nach Somalia und gemacht, der größten und ausschlaggebendsten der afrikanischen Besitzungen Italiens. Im Zusammenhang damit verdient eine Rede Beachtung, die der Unterstaatssekretär Pizzone auf der zweiten italienischen Kolonialausstellung gehalten hat. Sie entwickelt einige weitpolitische Gedanken von großer Tragweite. Er legt darin die Bedeutung namentlich Somalilands für die Wirtschaft Italiens dar, betont das volle Glauben nehmen der italienischen mit der britischen und französischen Afrika-Politik und versichert die durchaus friedlichen Absichten Italiens gegenüber Abyssinien (das es vor etwa 10 Jahren ohne Erfolg sich zu unterwerfen versucht hat), Bedeutamer aber war, was er über die allgemeine Bedeutung Afrikas und japanischer Eroberungspläne ausführte.

Er erklärte, es gebe eine Reihe Gründe für die Annahme, Japan plane einen Angriff auf Afrika. Das würde die Zerrüttung des europäischen Brüderbundes nach dem Stillen Ozean hin bedeuten und die Mächte Europas aus ihrer kolonialen Stellung in Afrika treiben. Die Verteidigung dagegen sei eine gesamt-europäische Aufgabe. Glücklicherweise sei die Zeit der afrikanischen Gegenläufe der Großmächte vorüber und ein Zeitalter europäischer Solidarität zusammenarbeit in Aussicht. Dazu gehöre die entschlossene Verteidigung des europäischen Einflusses gegen Angriffe von Asien her. Der Endkampf zwischen Orient und Okzident werde nicht im Urgebiet oder den Steppen Russlands ausgefochten werden, sondern auf afrikanischem Boden.

Pizzone bemerkte dazu, man hätte erwarten können, daß auch Deutschland bereit sein werde, an diesem afrikanischen Werke teilzunehmen. Aber Hitler habe durch die anzweifelnden Erklärungen, die er englischen Pressevertretern gegeben habe, auf jegliche deutsche Kolonialpolitik verzichtet und damit das Reich von jeder europäischen Gemeinschaftsarbeit in Afrika ausgeschlossen.

Die Bemerkungen über Japan können sich doch nur auf Abyssinien beziehen, das bereits seit einiger Zeit auf ein gemeinsames Vorhaben gegen europäische Einflüsse hinarbeitet. Bereits hat sich auch einer der beliebtesten Zwischenfälle, ein Angriff auf ein italienisches Konsulat, abgepielt und zur Zusammenziehung italienischer Truppen an der Grenze Abyssiniens Anlaß gegeben. Beachtenswert ist auch, wie prompt der „Führer“ mit seinem kolonialpolitischen Verzicht beim Wort genommen wird. Wie wird es nun die Deutsche Kolonialgesellschaft fertig bringen, zugleich der Allerschlimmsten Verrücktheit und doch die sorgsam gepflegten afrikanischen Pläne nicht aufzugeben? Oder ist auch dieser Verzicht nur mit dem bekannten Augenzwinkern des inneren Vorbehalts zu verstehen?

Verlumpfte Hitlerbonzen

Das Winterhilfswerk bestohlen

Die Große Strafkammer in Marburg verhandelte wegen Unregelmäßigkeiten beim Marburger Winterhilfswerk. Angeklagt waren der 50jährige frühere Kreisamtsleiter des Marburger Winterhilfswerks, Ernst Kofott aus Marburg, der 47jährige Konrad Werner, der 43jährige Heinrich Müller und der 47jährige Hans Werner. Die als Angehelfte im Büro des Winterhilfswerks beschäftigt waren. Kofott und Werner, die seit August d. J. in Untersuchungshaft saßen, legte die Anklage zur Last, im Winter 1933/34 fortgesetzt über Gelder der Winterhilfsaktion unberechtigterweise verfügt zu haben. Den beiden anderen Angeklagten wurde Beihilfe zur Last gelegt.

Das Verfahren gegen Kofott wurde auf Grund des Amnestiegesetzes eingestellt. Werner wurde wegen Untreue in zwei Fällen zu einer Gefängnisstrafe von neun Monaten verurteilt, außerdem in jedem der beiden Fälle zu 100 Mark Geldstrafe, an deren Stelle hilfsweise Gefängnis tritt. Die Untersuchungshaft wird angerechnet. Werner wurde freigesprochen.

Sehr milde Strafen, wenn man bedenkt, wie illegale Marxisten für ein paar Flugblätter jahrelang ins Zuchthaus gesteckt werden.

Agitiert für die „Deutsche Freiheit“

Wo ist mein Heimatland?

Politischer Text zu einer Nationalhymne

In diesen Tagen feiern die schwedisch-nordische Nationalhymne „Ade domov maj“ ihr hundertjähriges Bestehen. Die schwedischen Blätter bringen dazu ihre geschichtlichen Kommentare und Betrachtungen. . .

Prag, im Dezember 1934.

Ade domov maj? Wo ist mein Heimatland? Mit einer fast bangen Frage beginnt eine Nation in Mitteleuropa, deren glühende Vaterlandsliebe über allem Zweifel steht, deren Unterschwärzen sogar, wie sie übrigens jedes Volk aufweist, dem Chauvinismus mit dem Panatismus huldigen, wie er sonst nur an unumschränkten Grenzen, in der permanenten Unruhe zerwühlten Sprachkampsgebietes üblich ist, ihren vaterländischen Sang. Keine Marijellat! Kein Truchsel! Kein kisch-fröhlicher Reitermarsch! Ein beinahe sentimentaler Text klagend, wie ist die Komposition. Statt harter Schwarz-weiß-Bezeichnung verklingen Wohlklinge im Unbestimmten. Eine Seele irrt suchend durch Unendlichkeit und Wehmut.

Und doch ist es das selbe Lied, das erklang, wenn in der Vorkriegszeit in irgend einem bestrittenen Veradorf am Alvaier schwedische und deutsche Dorfjugend sich raufte, nach dem Tot-Abend, hinter'm Schützenfest. Mit diesem Lied begann die düstere und schmutzige Prager Vorstadt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu betonen, daß sie im Staat der kaiserlichen und apostolischen, isolierten Exzellenzen und Hofräte doch wohl das relativ Unentbehrliche, nämlich das „Volk“ darstelle. Es ist das Lied, das die Legation sangen, als ihr Karree bayonettgedrückt, wie die Griechen Xenophon das Meer im Barbarenland suchend, sich durch Sibiriens Schneebden gegen Wladivostok durchkämpfte, quer durch eine halbe Welt. Das Lied, das aus dünnen Freiwilligenbataillonen mitten zwischen Franzosen,

Britten, Italienern, Amerikanern, die dieser Fremden weichen Sprache lauschten — harte Poilus in Lehmdübeln — klang an der Sonne, an der Flave, in der Champagne.

Diese Nation der Fischer, nicht mehr als neun Millionen, ist durch alle Himmel und durch alle Höllen des Patriotismus unermüdlich gewandert. In der Emigration wurde ihre Ständarte gepflanzt, mit dem Schwanz in fremde Erde. Es geschah durch Männer, die alles dabei gelassen hatten: Kind, Geld und Ehr', Begehrtheit und Ansehen. Delferreichs Galgen waren damals hoch, die Beamten hinter den Schaltern mißtrauisch und barsch, und stets auf der Lauer nach Verrätern. Und Hunger und Tod waren im Lande!

Wie für keine andere Nation war das Vaterland für die Fischer nichts, das im Rebel verschwommenen Idealismus verankert. Es wurde hart und brutal, und nur so erlebt. Man ließ daran allerorts, an seine Rauten, an seine Ansprüche, an sein wertvolles Kommando.

Ist es nicht also ein Paradoxon: Diese Nation — gerade diese! — ist dennoch ihre letzten nationalen Impulse in einer schüchternen, sammelnden, fast bänglichen Frage auf? Wo ist mein Vaterland? —

Der Besitz ist der Tod — das Streben ist alles! Nicht das Gold, die Goldsücher leben. Nur eine Nation, die um ihren Nationalismus, wie diese, gekämpft, gekungert, die Kerker nicht gescheut hat und nicht die Wertungshaltung der Welt vor denen, die noch nichts sind, aber alles noch werden wollen — nur sie kann zu diesem wahren, mit sich selbst nie fertigem, immer rätselhafterem Patriotismus kommen, der darum nichts verliert, sondern immer nur wachsen kann, weil er den kalten Besitz und das bequeme „Es ist erreicht“ ver-schmäht.

Man sollte — in diesem Veraleich — endlich auch einmal die Psychologie des deutschen Nationalismus schreiben! Die furchtbaren national-jeitlichen Tat-

sachen des Hitlerregimes schreiben förmlich nicht nur nach dem Magister, sondern auch nach dessen Rohrdol!

Wie das dort geistig, gestopft, gemüht ist von jener patriotischen Manna, das ihnen der Gott Wismarck in die aufgebalteten Schürzen nur so regnen ließ und das nun der Feldwebel Hitler frechschliefweise aus der Gulaschkanone der Einheitsgelassung seiner Kompanie zuteilt.

Da, wie sie ihren Patriotismus immer mit der Pensionsberechtigung zu verkoppeln wußten! Wie sie dem patentierten Patrioten gleich auf die Wade den Schlafstempel des Mensurmittels drückten! Wie sie jede Pflicht vor dem Land mit der Angst, etwa nicht vorschrittswäßig gearbeitet zu sein, verwechselten! Wie sie eine Wödtin immer zu ihrer Köchin erniedrigten. . .

Wie haben sie ernsthaft um ihr Vaterland gekämpft, die vereinigten Postbeamten Aldeutschlands. Sie, die vor nunmehr siebzehn Jahren durch die Panne eines dämonisch Begabten in die Weltpolitik gestoßen wurden und nun, wie man schon so sagt, „Schweine hatten“, bis die satte Selbstgenügsamkeit eben beim ersten großen Stroh zerbrach, der ihren eigenen Buckel, und nicht mehr die breite Brust ihres Ausrasslers traf, Schund und Wert — rechter Hand, linker Hand, alles verkauft! —, ho ist das in nationalen Defalog, so möglich, als eben nur in Deutschland?

Einige gab es freilich, die noch gekämpft hatten. Sie starben, wie Heinrich Heine, der Jude, in der Verbannung. Wurden von der Heimat rasch vergessen, wie Karl Schurz, der die Union befreiten half. Bekamen vom Oberlehrer eine schlechte Note im Geschichtsunterricht, als ohnmächtiges und untunliches Volkstümpel, wie die Großen der Paulskirche.

Wo ist mein Heimatland?

Jetzt gibt wohl darüber der Schlawiner authentisch Auskunft, nachdem der Junfer (so nichts mehr ist. . . Freunde, das Koppel um und den Kinnriemen herunter! Volk aus Gewehr! Anders freilich, als die mit den vollen patriotischen Säugen es meinen! J. C. Roth.

Durdis Guckloch

Ein wichtiges Gespräch hat dieser Tage in der Reichskanzlei stattgefunden. Auf der einen Seite Sir Erich Phipps — das ist der britische Botschafter in Berlin, auf der anderen Seite er, der „Führer“ und sein außenpolitischer Torwächter, Herr von Neurath. Nun brachten über diese Unterredung diejenigen, die es wissen können, folgendes Detail: „Während Herr von Neurath ruhig blieb, soll Adolf Hitler in heftige Aufregung geraten sein und mit seinen Anklagen gegen die Widersacher Deutschlands in der Welt nicht zurückgehalten haben.“ Welch eine naturalistische Kreidezeichnung in drei Strichen oder drei Zeilen!

Herr Hitler bleibt eben der Agitator im braunen Latz, auch wenn er sich die Frackhose des Staatsmanns noch so schmeichlig bügeln läßt. Eigentlich ist ja zwar das Bürgerbräu mit schäumendem Meth der richtige Ort, wo man sich stilistisch korrekt aufregen darf, und nicht gerade das Zimmer, in dem auf schalldämpfendem Teppich schon Bismarck gearbeitet hat. Ueberhaupt Bismarck, der nicht ganz so schnell berühmt geworden und zum Vater der Nation erklärte Vorläufer unseres „Führers“! Könnte man sich vorstellen, daß er in dem kleinen Landhäuschen vor Sedan, wo er den Napoleon empfing, der ihm den Degen seiner Armee brachte, auch „in heftige Aufregung“ geriet? Historisch ist sogar, daß er damals dem kranken Kaiser eine von seinen dunklen und schweren Portoricos anbot . . .

Wirkliche Weltgeschichte vollzieht sich meist viel gemütlicher als das Kino das ahnt. Herr Hitler hält es nun aber einmal — und das ist eben Naturveranlagung und Schicksal — mehr mit dem Kino als mit der Weltgeschichte, die in jeder Phase so jüdisch versucht ist.

Oh — daß auch das noch passieren mußte! Seit Jahrhunderten galt die Türkei als das Paradies der Titel. Last — übrigens mit dem „Führer“ — nur noch einmal Karl May und schaut noch, wie es im Lande der Skapetaren von Effendis, Beys, Hodschis nur so wimmelte. Ein Pascha mit so und so vielen Roßschweifern war überhaupt der klassische Würden- und Titelträger für alle Dichter, die das Motiv benötigten. Kemal, der Diktator, hat nun allen diesen türkischen Titeln durch Regierungsekrete ein Ende gemacht. Niemand darf sich mehr am Goldenen Horn einen Effendi nennen. Es hat sich ausgehädchelt. Die Roßschweife wedeln nimmer mehr.

Herr Kemal (Kemal Paschah darf man ja nicht mehr sagen) ist auch ein „Führer“, der Führer der modernen Türkei. Er wurde es zwar erst, als er einen recht großen Krieg gegen die Griechen seinem Lande gewonnen hatte. Aber das war ja eben auch in der Türkei! Bei uns hat der Führer noch keinen Krieg gewonnen und wir beten sogar täglich zu Gott, daß es auch ihm nie, nie beschieden sein wird. Man wüßte ja nicht, was das Propagandaministerium in Berlin alles an Heeresberichten, gegen die kein Balken gewachsen wäre, herausbringen würde! Nein, Herr Hitler

Heinz Neumann

Gegen seine Auslieferung

Die deutsche Regierung hat an die Schweizer Bundesbehörden ein Ersuchen um Auslieferung des früheren kommunistischen Reichstagsabgeordneten Heinz Neumann gerichtet. Sie beschuldigt Heinz Neumann, der intellektuelle Urheber der Morde an den beiden preußischen Polizeioffizieren Lenk und Anlauf gewesen zu sein.

Wegen der Vorgänge, die 1931 am Bülowplatz in Berlin sich abgespielt haben und in deren Verlauf neben zahlreichen Arbeitern auch die beiden Polizeioffiziere den Tod fanden, hat im Juni 1934 ein umfangreicher Prozeß vor einem Berliner Schwurgericht stattgefunden. Der Prozeß endete mit der Verhängung von zwei Todesurteilen gegen die Berliner Arbeiter Bröde und Matern. Die Anklage ebenso wie diese Urteile stützen sich im wesentlichen auf die Zeugenaussagen eines gewissen Klaus. Dieser konnte als Spitzel entlarvt werden.

Trotzdem ist es wieder in erster Linie die Aussage dieses Zeugen, auf die heute das Auslieferungsersuchen sich stützt. Das ist die Methode der nationalsozialistischen Regierung: mit Hilfe von Spitzelaussagen, die von den Behörden selbst inspiert worden sind, soll unter dem Vorwand der kriminellen Straftat ein politischer Gegner der Hitler-Regierung dem sicheren Ausland entzogen und seinen Feindern ausgeliefert werden.

Die Internationale Juristische Vereinigung, die den Kampf um das Asylrecht als eine ihrer wichtigsten Aufgaben betrachtet, hat unverzüglich folgendes Telegramm an den Schweizer Bundesrat gesandt:

„Entsetzt über Auslieferungsersuchen gegen Heinz Neumann weisen wir darauf hin, daß der kriminelle Mord nur ein Vorwand ist und daß der Hauptzeuge der deutschen Behörden, Klaus, von unabhängiger Untersuchungskommission als Spitzel entlarvt ist und selbst in der Hauptverhandlung gestanden hat, ein Polizeispitzel zu sein. Itop. Erwarten unter diesen Umständen, daß Schweizer Bundesrat Ersuchen ablehnt und Neumann umgehend frei läßt. Itop. Internationale Juristische Vereinigung.“

hat eher das Gegenteil von Sedan bisher für die Nation erwirkt; deshalb wurde er ja eben auch Führer und die Türkei handelte nur recht türkisch, wenn sie es anders gemacht hat.

Woran man erkennt, daß zwei Diktatoren keineswegs die innere und äußere Ählichkeit etwa von Max und Moritz aufzuweisen brauchen. Oder zur Titelfrage: Welche Neuschöpfungen gediegenster Art liegen — im Gegensatz zur Türkei Kemals — auf diesem Gebiet nicht grade aus der strömenden Fantasie unseres Diktators vor?! „Stabschef beim Reichsbischof“ — das war ja noch nicht einmal hier die beträchtlichste Leistung des „dritten Reiches“, das eigentlich überhaupt nur aus Garderobemarken und nicht aus Menschen besteht!

Paris

Deutscher Klub

Am Samstag um 21 Uhr ist im Deutschen Klub (Salons le Péristyle, 31 bis, Rue Vivienne — Nebenstraße der Großen Boulevards) ein geselliges Beisammensein mit Tanz zu dem Gäste sehr gerne willkommen sind.

Eintritt für Mitglieder frei, für Gäste 5 Fr. (Stellungslos: 3 Fr.).

BRIEFKASTEN

„Arien in der Heimat“. Wir haben die neue Zeitung erhalten, dagegen die frühere wahrscheinlich nicht, oder sie ist nicht beachtet worden, weil sie etwas zu gut getarnt war.

„Jekwiler“. Ihre Fragen lassen. Sie sind zweifelhafte von einem Heilebräu im Glas beantwortet. — Bedenken laut für Ihre Anerkennung.

„Freund in Danzig“. Der wesentliche Teil des Mundstreichens Ihres Nazi-Gauleiters Horster ist von uns veröffentlicht worden. Eine niedliche Mahnung tragen wir nach: „Heute gibt es nationalsozialistische Führer, die es sich einfach nicht abgemähren können, in Uniform mit ihren Frauen durch die Stadt zu fahren. Es besteht im übrigen eine Anordnung des Stellvertreters des Führers, wonach das Fahren mit Frauen in offenen Autos, wenn man Uniform trägt, verboten ist. Ich bitte, diese Anordnung unter allen Umständen einzuhalten. Es macht nicht den besten Eindruck, wenn in fast jedem Nazi-Auto eine oder mehrere Frauen mitfahren.“ — So eine Moralpauke! Und dabei hat schon Hitler gesagt: „Es gibt kein tieferes Ding auf Erden, denn Frauenlieb, wenn sie kann werden.“ Bei genauem Durchlesen des Horsters Gebotes entdeckt man übrigens, daß Frauen nur in „offenen“ Nazi-Autos verboten sind, und die Nazi-Frauen haben ja genügend geschlossene Autos. Mitbin kann sowohl dem Gauleiter wie seinen Frauen geollt werden.

H. T. Luxemburg. Halten Sie Ihrem Besucher an dem „britischen Reich“ folgende Punkte des nationalsozialistischen Parteiprogramms unter die Nase:

„Punkt 6. Wir bekämpfen die korruptierende Parlamentarismuswirtschaft einer Stellensicherung nur nach Parteigliedschaften ohne Rücksichten auf Charakter und Fähigkeiten.“

„Punkt 11. Daher fordern wir: Abschaffung des mühseligen Einkommens, Brechung der Hindernisse.“

„Punkt 13. Wir fordern die Verstaatlichung aller (bisher) bereits verstaatlichten (Treuhand) Betriebe.“

„Punkt 14. Wir fordern Gemeinbeteiligung an Großbetrieben.“

„Punkt 16. Wir fordern . . . sofortige Kommunalisierung der Großwarenhändler und ihre Vermietung zu billigen Preisen an kleine Gewerbetreibende . . .“

„Punkt 17. Wir fordern . . . Schaffung eines Gesetzes zur unentgeltlichen Enteignung von Boden für gemeinnützige Zwecke.“

„Punkt 24. Wir fordern die Freiheit aller religiösen Bekenntnisse im Staat . . .“

Jeder Satz ein Hohn auf den „Führer“, der für dieses Programm mit seinem Leben einzutreten geschworen hat und nun alle hinaudwirft, die dieses politische Wärschenbuch ernst nehmen.

Für den Gesamtdruck verantwortlich: Johann Pflü in Dudweiler; für Interzete: Otto Kubin in Saarbrücken. Notationsdruck und Verlag: Verlag der Volkstimme GmbH, Saarbrücken 4, Schützenstraße 3. — Schließfach 776 Saarbrücken.

Erste Auflage in 8 Tagen vergriffen!

Es kommen zu Wort: Der Großindustrielle Hermann Röchling. Der Führer der Deutschen Front, Pirro. Der Pfarrer Wilhelm. Der Vorsitzende der Handwerkskammer, Schmelzer. Gräfin von Roedern. Der Propagandaleiter der Deutschen Front, Peter Kiefer. Minister Zoricic. Drouard, Vorsitzender der französisch-saarländischen Handelskammer. Raspail, Direktor der Mines Domaniales. Dr. Velleman, Generalsekretär der Abstimmungskommission. Exzellenz Galli, Vorsitzender des Obersten Abstimmungsgerichtes. Dr. Martinier, Generaladvokat beim Obersten Abstimmungsgericht. Landgerichtsdirektor Steinfeld. Johannes Hoffmann, Führer der katholischen Front. Max Braun, Vorsitzender der Sozialdemokraten. Fritz Pfordt und Philipp Daub, führende Funktionäre der Kommunisten. Julius Schwarz, Vorsitzender des Bergarbeiterverbandes. Arbeiter und Bauern, Geistliche und Handwerker, Hausfrauen und Schulkinder, Kaufleute und Lehrer.

Inhaltsangabe: Mitten in Europa 1934. Deutsch sein. Hitler vor den Toren. Hier regiert der Völkerbund. Die toten Seelen. Kommt die Wirtschaftskatastrophe? Gleichschaltung der Sklaverei? Die Front der Schwankenden. Die katholische Fronde. Die Einheitsfront. Das andere Deutschland. Ein Würfel fällt an der Saar

Die Wahrheit über die Saar!

Das Reportagebuch für jedermann!

180 Seiten, zweifarbiger Umschlag, bessere Ausgabe Fr. 12,— (Sfr. 2,40), billige Volksausgabe Fr. 6,— (Sfr. 1,20).

RING-VERLAG AG., ZÜRICH

Zu beziehen in allen Buchhandlungen oder bei der

Buchhandlung der Volkstimme G.m.b.H.

Saarbrücken 2, Irierer Straße 24 / Postscheckkonto Saarbrücken 619

HIER SPRICHT DIE SAAR

Ein Land wird interviewt von THEODOR BALK

Dr. Hans Neikes
Hermann Röchling
Jakob Pirro
Pfarrer Wilhelm
Peter Kiefer
Wilhelm Schmelzer
Pfarrer Nold
Minister Zoricic
Exzellenz Galli
Dr. Martina
Direktor Raspail
Dr. Velleman
Johann Hoffmann
Max Braun
Fritz Pfordt
Philipp Daub
Julius Schwarz
Bergarbeiter
Hausfrauen
Hüttenarbeiter
Landwirte
Geistliche
Schulkinder
und viele andere